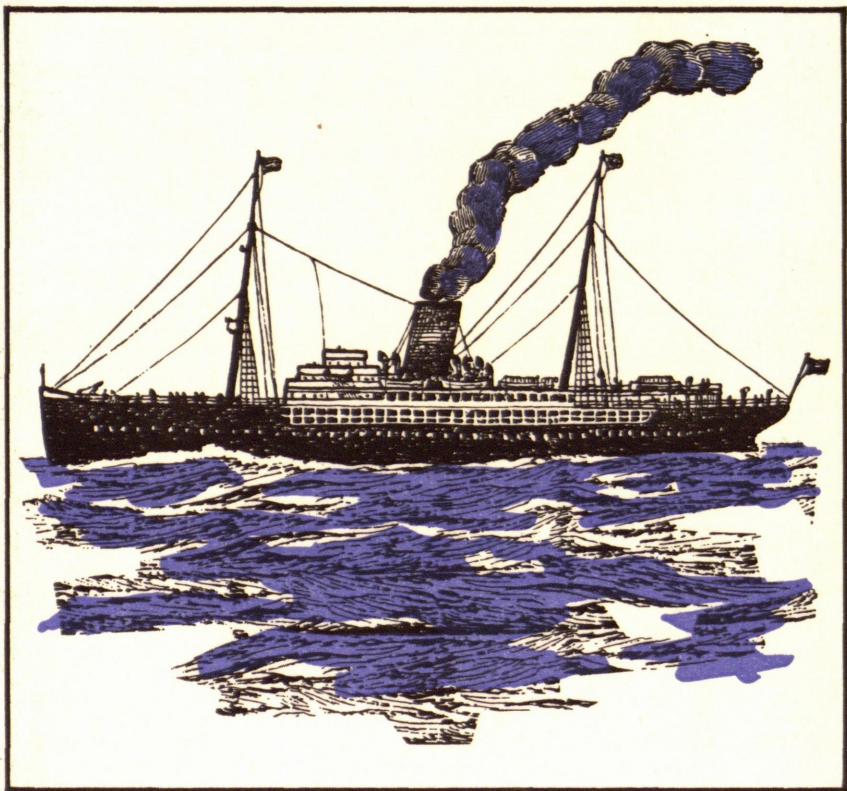


Alfred Otto Schwede

Der Swimming- pool



Frohe Gefährten 9

Alfred Otto Schwede · Der Swimmingpool

Alfred Otto Schwede

Der Swimmingpool



Christliche Verlagsanstalt Konstanz

FROHE GEFÄHRTEN — BAND 9

Die beiden hier wiedergegebenen Erzählungen wurden dem Buch von Alfred Otto Schwede DER SWIMMINGPOOL UND ANDERE ERZÄHLUNGEN entnommen. Lizenzgeber ist die Evangelische Verlagsanstalt GmbH, Berlin.

1.—6. Tausend 1971

© Christliche Verlagsanstalt Konstanz

Umschlagentwurf: Erich Hofmann

Satz und Druck: Max Jacob Konstanz

Bindearbeiten: Christliche Verlagsanstalt Konstanz

Printed in Germany

ISBN 3 7673 7809 4

Der Swimmingpool

Josef Krey erkannte ihn in der Schnellbahn zum Hafen wieder. Er saß ihm schräg gegenüber, in einer Ecke des nächsten Abteils. Ein älterer junger Bursche oder ein junger Mann, der irgendwie alt wirkte. Er war Krey schon am vergangenen Abend aufgefallen, als der Schnellzug eingelaufen war und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Reisenden dem nahe am Bahnhof gelegenen Hochhaushotel zustrebte. Der Mann hatte erregt und zugleich fast weinerlich protestiert, als man ihm an der Rezeption eröffnete, auf seinen Namen sei leider kein Zimmer gebucht. Er hielt jedoch die Bestätigungskarte in der Hand und fuchtelte mit ihr in der Luft herum. Ja, und dann stellte sich heraus, daß ein Schreibfehler an allem die Schuld trug — natürlich stand ihm sein Einzelzimmer zur Verfügung.

Der Mann hatte das Haar sorgfältig zu einem Scheitel gekämmt und trug eine Brille, deren oberer Teil von dunklem Preßstoff war, aus dem sich nach unten hin glänzend goldene Bo-

gen herausschoben. Sein blondes, noch junges Bärtchen wirkte fast unecht. Auf dem blütenweißen Dederon-Oberhemd trug er eine Krawatte mit einem auffallend kleinen Knoten — wahrscheinlich war sie für alle Ewigkeit gebunden, ihr Besitzer brauchte sie nur unter den Hemdkragen zu schieben und einzuhaken. Der grobkarierte Sherlock-Holmes-Mantel des Mannes hing an einem Haken, denn es war sehr warm im Abteil. Oben im Netz lag eine dazu passende Schirmmütze. Beide Dinge nahmen sich aus wie Requisiten — ein Filmoriginal hätte so zur Aufnahme fahren können. Die Bügelfalte der Hose zeigte nicht die modische Schärfe, und die Schuhe waren wohl geputzt, aber ohne besonderen Glanz.

Krey, der ihn beobachtete, war ein Mann um die Mitte der Vierzig, mit einem wettergegerbten Gesicht, grauen Augen, angegrautem Haar und buschigen, dunklen Augenbrauen. Der Anblick des Mannes schien ihn nicht zu erfreuen, obwohl ihm doch völlig gleich sein konnte, was der seltsame junge Alte oder alte Junge tat und wie er aussah. „Wer kann mir das je erklären?“ dachte Krey bei sich, während draußen Vorortreihenhäuser, neue Hochhäuser und Industrieanlagen vorbeiglitten. „Was ich nicht mag, das hängt sich mir an. Wundere mich nur, daß mir

noch keine junge Mutti mit rotem Kopf und einem ungezogenen Kleinen gegenüberst, dessen Schuhkappen verflixt hart sind, wenn sie einem unvermutet gegen das Schienbein geschmettert werden — wozu man dann, um das Gesicht zu wahren, noch sagt: „Oh, nicht weiter schlimm!“ Er schüttelte den Kopf. Verrückt geht es zu — keine Widerrede!

Josef Krey war von Beruf Geometer. Er war aufgestanden und hatte die Schnellbahn verlassen. Zielstrebig wanderte er nach dem Personenkai, wo die weiße „Caribia“ beflaggt lag und wartete. Der „blaue Peter“ war gesetzt, das Schiff sollte noch am selben Tage auslaufen. Da Krey seinen Koffer und seine Reisetasche selbst schleppte, war er einer der ersten am Fallreep. Seine Kabinenzahl war eine gerade — und die geraden Zahlen wurden soeben aufgerufen.

Zwei Jahrzehnte hatte sie auf dem Buckel, die gute alte „Caribia“. Man merkte es, wenn man durch die Gänge zu den Kabinen hinaufging. Die Paß- und Zollformalitäten waren in einem Augenblick erledigt gewesen, eigentlich bestanden sie nur aus dem Aufknallen des Stempels, das in der gesamten bereisten Welt zu hören ist. Eine Kabinenstewardess führte Krey durch das Gewirr von Gängen. Die Welt eines

Schiffes ist eng, aber daran gewöhnt man sich rasch wieder, wenn man nicht zum erstenmal mit einem größeren Schiff reist. Ein großer Aufgang mit wertvollen Intarsien und Kunstwerken. Ein unermüdlicher Lift mit aufleuchtenden Kontrollampen. Vitrinen mit exotischen Souvenirs und bunten Flaggen. Und da war nun endlich Krey's Kabine. Eine schöne, geräumige Kabine mit einem großen viereckigen Fenster, keinem kleinen runden Bulleye. Darunter befanden sich Schubfächer. Zwei Betten, natürlich übereinander; das obere mit der Leiter zu erreichen. Ein Tropenventilator. Die Steckdose. Augenblick! Der Rasierapparat funktionierte — gut so. Schränke mit leuchtendroten Schwimmwesten und Fensterblenden aus Stahl. Ein Dusch- und Toilettenraum, erstaunlich geräumig. Alles in allem: Josef Krey konnte mit seiner Kabine zufrieden sein.

Aber: Es handelte sich um eine Kabine für zwei Passagiere! Wichtig war der Mitbewohner während der verhältnismäßig langen Seereise. Krey bevorzugte Leute, die offen und klar waren, Humor liebten — seinetwegen konnten sie getrost ein wenig derb sein — und die nicht allzuviel redeten. Ja keine Umstandskrämer, keine Neunmalklugen. Auch keine Reisesnobs — oder solche, die es gern sein wollten und vom

Augenblick ihres Aufsteigens auf das Schiff an nur noch die Seemannssprache gebrauchten.

In aller Ruhe packte er seinen Koffer aus. Ein Bett — also eine „Koje“ — belegte er noch nicht. Von früheren Seereisen in Zweimannkabinen her hatte er sich die Praxis zu eigen gemacht, den Partner abzuwarten. War dieser älter als er, dann ließ er ihn die Koje wählen. Ein älterer Mann nahm gewöhnlich die untere. Damit war dann jeglicher Streit und Neid um die Liegestatt ausgeschaltet — Schlafstättenneid ist eine böse Sache, nicht nur auf Schiffen.

Draußen blies ein kalter Wind. Er sang in den Stahltrossen des großen Motorschiffs mit dem stromlinienförmig geschwungenen, mehr symbolisch anmutenden Schornstein und ließ die bunten Toppflaggen klappen und knallen. Spärlicher Sonnenschein drang durch lange graue Wolkenriegel. Es war Februar — Winter an der Küste. Unten auf dem Kai stand noch immer eine Schlange von Menschen. Abgerufene Gruppen kamen erwartungsvoll das schwankende Fallreep herauf.

Krey, der all dies vom Deck aus sah, ging in seine Kabine zurück. Er ließ den Ventilator laufen, prüfte das Funktionieren der beiden Wasserhähne und schob die Klappen der Warmluftheizung auf und zu.

Da regte sich etwas in dem Gang zur Kabine.
Da kam jemand.

Wie groß ist wohl die Wahrscheinlichkeit — in mathematischen Werten oder sonstigen Symbolen ausgedrückt —, daß man einen Menschen zum Kabinenpartner bekommt, den man im Hotel und in der Zubringerbahn gesehen hat?

Natürlich — es war der junge Alte!

Er hatte seine Koffer mit dem Gepäckwagen fahren lassen, daher traf er erst jetzt ein. Krey wußte, wer er war, noch ehe er sich vorstellte. Rudi Kampner hieß er, das stand auf dem Kofferanhänger.

„Na, wie ist man zufrieden?“ fragte die Stewardess.

„Keine Klagen“, erwiderte Krey, „hoffentlich bleiben sie auch während der Reise aus.“

„Sie wenden sich bitte in allen Dingen, die Ihre Kabine betreffen, an mich — ich bin die Kabinenstewardess Inge.“

„Danke schön“, sagte der Neuankömmling.
Die beiden Männer machten sich bekannt.

„Mit den Kojen habe ich gewartet“, sagte Krey, „aber wenn mich nicht alles täuscht, bin ich hier der Senior . . .“

„Ich nehme das untere Bett — ich meine, Verzeihung, ich möchte darum bitten — aus gesundheitlichen Gründen“, sagte Kampner.

Nun, Krey konnte es recht sein; von der oberen Liegestatt aus hatte man einen herrlichen Blick zum Kabinenfenster und aufs Meer hinaus. Die Bestimmtheit, mit der Kampner das untere Bett belegte, hatte ihn jedoch aufmerken lassen. Er glaubte eine gewisse Ängstlichkeit in dem Gesicht des anderen bemerkt zu haben. Die oberen Kojen sind gewöhnlich mit einem Netz versehen; der Schläfer soll bei bewegter See nicht herausrollen und herunterfallen. Denn man kann sich schon Schaden tun, wenn man im Schlaf in die Kabine herunterfällt.

„Ziehen Sie man immer unten ein“, sagte Krey. „Nachteile hat das aber auch, man muß sich viel bücken.“ Er erwartete ein Wort des Dankes, aber es blieb aus.

„Wohin kann man seine Sachen tun?“ fragte Kampner.

„Hier in den Schrank — ich habe die eine Hälfte belegt. Es ist da kein Unterschied. Und unter dem Fenster sind noch genügend Schubfächer leer, richten Sie sich nur ein. Erste Reise, wie?“

„Ja.“ Schweigen.

Redselig schien der Kampner nicht zu sein — gut!

Aber was war der Mensch langsam! Und unpraktisch. Anstatt einen Stoß Hemden ein-

fach in ein Fach zu befördern, nahm er fast jedes Stück einzeln aus dem Koffer. Dabei fiel die zusammengelegte Wäsche auseinander, das Bein einer Unterhose hing aus dem Schrank. Kampner stopfte es hinein.

„Ach — die Schwimmweste!“ sagte er. „Na, die werden wir wohl nicht brauchen — bei so einem großen, sicheren Schiff.“

„Wahrscheinlich nicht — und hoffentlich nicht“, meinte Krey, „aber anprobieren müssen wir sie natürlich. Ist höchst einfach.“

„Würden Sie mir bitte beim Anlegen behilflich sein?“

„Gern. Aber da ist eigentlich keine Hilfe nötig. Die Dinger sind foolproof gearbeitet — Sie verstehen: Man kann eigentlich nichts verkehrt machen. Dort am Schrank hängt übrigens die Gebrauchsanweisung, gleich in drei Sprachen abgefaßt. Aber da nun niemand mehr zu uns in die Kabine kommt, wollen wir Einzug feiern — trinken Sie einen Kognak?“

„Nein, ich bin Abstinenzler.“

„Meine Hochachtung! Da trinke ich Ihren Schluck mit. Herr Kampner, auf gute Kabinengemeinschaft! Wir sind gleichsam Zellengenossen!“

Kampner zwang sich zu einem dünnen Lächeln.

„Das Wort wollen wir lieber nicht gebrauchen, Herr Krey. Ich habe einen Horror dagegen — muß dabei an eine Haftanstalt denken. Obwohl ich natürlich noch nie in einer war, nein, nein!“

„Entschuldigung — es sollte nur ein harmloser Spaß sein. Wenn es Sie interessiert: Ich bin Landvermesser — komme viel ‘rum.“

„Ich bin in der Sparkasse in . . .“

Er nannte den Ort. Eine Kleinstadt im Bezirk Neubrandenburg. Krey wohnte am Rande der Hauptstadt, in Fichtenau.

Über den Schiffsfunk wurden die Passagiere in den Speisesaal gerufen. Es sumnte wie in einem Bienenkorb, und auf den Gängen gab es Verstopfungen, die mit forcierter Freundlichkeit gelöst wurden. Draußen im Hafen war es winterlich dämmrig; es sah nach Schnee aus.

Man saß zu viert an einem Tisch. Zwei ältere Freundinnen, die eine hellblond, die andere braun, waren Kreys und Kampners Gegenüber. Rudi Kampner blieb stumm. Krey erwies sich als zurückhaltender, aber nicht ungeschickter Plauderer. Die beiden Damen zeigten ungeheucheltes Interesse an seinen Worten. Sie tippeten bei ihm auf einen Forstmann. Kampners Beruf erriet die eine: Bankmann!

Kampner lächelte und nickte.

„Was ißt dieser Mensch doch langsam!“ dachte Krey. „Fehlt nur noch, daß er den kleinen Finger beim Essen abspreizt!“ Das war eine Unsitte, die Krey nicht ausstehen konnte. „Mutti guter Junge“, fuhr er in Gedanken fort. „Der Mann kann wohl nur seine Pflicht und Gutes tun. Aber ist das denn tadelnswert? Oh — jetzt operiert er gar einen winzigen Streifen fettes Fleisch von seinem Bratenstück!“

Krey schüttelte den Kopf. „Schöner Zug, anderen auf den Teller zu sehen“, sagte er zu sich. „Sei doch froh, daß du ihn in die Kabine bekommen hast. Es hätte ebensogut ein ewig nörgelender Greis oder ein komischer Eigenbrötler sein können; auf einem Schiff ist so gut wie alles vertreten.“

Im Abenddunkel, das von vielen Blinklichtern erhellt wurde, führte die „Caribia“ ihre Ablegemanöver aus. Krey mußte lachen, als er die Eile der frierenden Musikanten sah, die nun schleunigst ihr tönendes Messing in die Futterale steckten, nachdem sie, wie es sich gehörte, „Muß i denn“ gespielt hatten. Die Zollbeamten salutierten. Auf der Kaimauer standen winkende Menschen, Wagen setzten sich dahinter in Bewegung.

Die meisten Passagiere waren müde von der Anreise.

Eigentlich war es für ihn bis zum Hafen gar nicht weit gewesen, aber er wollte absolut sichergehen und hatte sich daher bereits am Vorabend in Rostock eingestellt. Krey, an fremde Betten gewöhnt, begab sich in die Bar, hockte sich an die Theke und hörte sich eine Weile das Gespräch einiger junger Leute an, die gehobener Stimmung waren und zahllose Anlässe zu einem mehr oder weniger zeremoniellen Drink fanden. Es wurde ihm zuviel. Er zahlte und begab sich in den Tanzsaal. Dort herrschte ebenfalls eine fröhliche Stimmung. Einzelne Paare drehten sich in herkömmlicher Weise zu den Takten der Musik, aber andere hüpfen wie tanzende Derwische. Ein Sänger mit rauchiger Whiskystimme gehörte zur Kapelle; er quälte sich mit englischen Brocken ab. Im Klubzimmer hatten sich — wie schnell das immer geht! — die zünftigen Skatdrescher gefunden, und in ihrem eigenen stillen Raum mit schalldämpfenden Teppichen furchten die ersten Schachspieler die Stirnen. Im Schiffskino lief ein indischer Räuberfilm. Krey sah ihn sich eine Weile an.

Halb elf Uhr war Ruhe im Schiff; in der Bar konnte man jedoch noch sitzen. Krey suchte die Kabine auf. Kampner blinzelte ins Licht. Er

schief nicht. Seufzend meinte er: „Was soll das werden — ich kann einfach nicht einschlafen?“

„Ist normal“, erwiderte Krey, „es rumoren einem zu viele neue Eindrücke im Kopf herum.“

Zweierlei stellte Krey fest — er war ein schneller Beobachter, der sich nichts anmerken ließ: Kampner trug Stoffschuhe im Bett, eine Art grüne Beutel für die Füße. Einer davon lugte unter der Decke hervor.

Die Schiffsmotoren stampften, klatschend schlug die See an die Wanten, Lichter zogen am Fenster vorüber, bald einsam und schläfrig blinzelnd, bald zu einem Haufen geballt: eine Stadt, ein Fischerdorf.

Im Kanal herrschte gutes Wetter. Die See war nebfrei, die Sonne schien, es war nicht kalt. Die beiden Männer kannten sich nun bereits besser. Krey wußte, daß Kampner kein derber Kumpan war, sondern eher etwas Zögerndes, Unschlüssiges, Abwartendes an sich hatte. Schien er doch bei der obligatorischen Schwimmwestenprobe wirklich Angst gehabt zu haben! Krey lachte ihn aus — das nahm er krumm. Und die einfache rote Schwimmweste hatte er nicht anzulegen vermocht. Mit zwei, drei geübten Griffen paßte Krey sie ihm an. Dabei bat ihn Kampner, er möge sie nicht zu straff kno-

ten. Krey sagte ihm, im Ernstfall könnte das Ding nicht straff genug sitzen. Nein, Rudi Kampner gab in diesem Rettungsgerät keine gute Figur ab, und die Tischgenossinnen, denen die beiden Männer an Deck begegneten, begannen zu kichern. Kampner trug Knickerbockerhosen, aber sie hatten nicht die gediegene Form derjenigen des historischen Admirals de Ruyter, sondern tendierten nach den Breeches eines eigensinnigen schottischen Lords. Kampner hatte sie hochgezogen, so daß man die Schnallen unter den Knien blinken sah.

„Sehr praktisch, diese Reisehosen“, meinte ihr Träger, „ich trage sie, so weit ich zurückdenken kann.“

„Sicher“, meinte Krey.

Den Kanal brachte man glücklich hinter sich. Als man das englische Atomkraftwerk Dungeness passiert hatte und sich anschickte, die berühm-berüchtigte Bucht von Biskaya weit draußen zu schneiden, begann die „Caribia“ zu schaukeln. Krey amüsierte das, er wußte sich seefest — das war übrigens das beste Mittel, es auch wirklich zu sein. Kampner befahl die Seekrankheit als einen der ersten. Er wurde ernst, verfärbte sich, es wollte losgehen. In Büchern hatte er wahrscheinlich gelesen, daß man in die-

ser Lage unbedingt über die Reling „opfern“ müsse, und wollte hinauf.

„Bleiben Sie doch hier“, sagte Krey. „Tüten gibt es doch jede Menge. Genieren Sie sich nicht, Kampner — das gehört mit zur großen Fahrt. Sie sind bestimmt nicht der einzige, dem die Schaukelei zu schaffen macht. Nicht einmal alle Besatzungsmitglieder sind dagegen immun. Mein Rat: Legen Sie sich lang — gehn Sie in die Kojel!“

„Ins Bett! Ich bin doch kein kleiner Junge!“

Krey erschrak fast über den Ton des anderen. Es klang nicht wie die Erwiderung eines Menschen, dem ein Erfahrener einen guten Rat erteilte, sondern eher wie das Aufbegehren eines Greises, der sich nichts sagen lassen will.

Nun, er sollte machen, was er wollte — Hauptsache, die Kabine blieb sauber.

Als Krey nach einem längeren Rundgang wieder in die Kabine trat, um seinen Feldstecher zu holen, lag Kampner im Bett.

„Sie hatten recht“, sagte er und schien ganz guter Laune, „es geht mir schon wieder besser.“

„Na also! Legen Sie sich man immer gleich lang, wenn's brenzlich wird.“

Entschuldigen Sie, Herr Krey — wenn ich hin und wieder Unsinn sagte und mich vielleicht komisch benahm“, sagte Kampner weich.

„Ich erlebe das ja alles zum erstenmal — und das bedeutet schon etwas.“

„Aber, aber!“ erwiderte Krey. „Ist doch klar.“

„Ihr Freund Kampner wirkt etwas scheu“, sagte Fräulein Elvira, als Krey einen Cocktail mit ihr trank. Sie war die dunkle Tisch Nachbarin, von Beruf Stenotypistin. „Oder hat er Angst?“

„Erste Reise“, sagte Krey, „da gelten andere Maßstäbe. Sonst ist er in Ordnung. Hätte mir keinen besseren Kabinengefährten wünschen können. Aber Sie haben schon recht, manchmal könnte man denken, Kampner verberge sich vor jemandem. Womit ich aber ja nicht gesagt haben will, daß ich einen flüchtigen Übeltäter in ihm vermute!“

Er könnte ein netter Mann sein. Nur sollte er sich ein bißchen moderner kleiden und ruhig auch einmal lächeln, wenn man ihm zunickt. Ist er verheiratet?“

„Davon hat er bisher nichts gesagt, einen Ring trägt er nicht. Vielleicht will er vergessen?“

„Tropenfahrt aus Liebeskummer“, sagte sie lächelnd. „Ist doch seltsam, nicht? Da wird ein ganzer Flecken, ja, eine ganze Kleinstadt auf

einem Schiff zusammengewürfelt. Jeder einzelne ist ein Mensch mit seinem Lebenskreis. Man plaudert rasch miteinander, erzählt sich Dinge, die man daheim sorgsam hüten würde — dabei kennt man sich überhaupt nicht.“

„Das ist für viele sehr reizvoll“, meinte Krey.

An Deck stand alles auf Ladeluken, Seilrollen und sonstigen erhöhten Punkten und machte dazu noch lange Hälse. Aus dem Dunst war die steil aufragende Azoreninsel Sao Miguel aufgetaucht, die durch Ferngläser betrachtet und von zahllosen Kameras geknipst wurde. Rudi Kampner befand sich nicht unter den Beobachtern an Deck. Heiter saß er in seiner Kabine und betrachtete die langgestreckten weißen Inselfelder und Städtchen, die steilen Felder an den Hängen und die in die Wolken hineinragenden Wetterberge. Krey traf ihn so an und glaubte, er habe ihn gestört. Dieses Gefühl verstärkte sich, als er die Kabine wieder verließ. Der Mann mit den Knickerbockerhosen war so ganz und gar Einzelner, der alles für sich allein genoß. Aber wenn er das wollte — darauf hatte er ja ein gutes Recht. Als die Azoreninsel wieder verschwunden war, konnten die Schiffspassagiere vor allem zwei Dinge beobachten: die zahllosen schwimmenden Tanginseln, die im

wechselnden Licht verschiedene Farben annahmen, von Englischrot bis Braungrau, und die sympathischen Delphine, die Bug und Heck umspielten und in flachem Bogen durch die Luft sprangen. Eine melodisch klingende Stimme erzählte im Schiffsfunk, dieser sogenannte Sargassotang sei den Seefahrern der Teeklipperzeit mitunter zum Verhängnis geworden, wenn sie mit ihren Schiffen darin hängenblieben und elend ums Leben kamen. Ja, sie sollten sich gegenseitig aufgefressen haben! Was der Mann — sicher breit schmunzelnd — erzählte, war so wahr wie die in alte Landkarten eingezeichneten Einhörner und Drachen.

Rudi Kampner war leichenblaß, als sich der Sprecher mit einem abgegriffenen Seemannswitz verabschiedete.

„Ist Ihnen nicht gut?“ fragte Krey. „Das Schiff schlingert doch kaum, die Stabilisierungsflossen arbeiten gut.“

Nein, nein, Kampner schüttelte den Kopf.

„Er ist ungeheuer sensibel und erlebnisfähig“, dachte Krey, „ich würde hoch wetten: Er ist einziger Sohn gewesen — hat über die Maßen fürsorgliche Eltern gehabt.“

Das Seemannsgarn von den sich gegenseitig auffressenden Segelschiffsmaaten schien Kampner noch lange zu beschäftigen. Unmotiviert

lehnte er es ab, Krey auf einen Rundgang zu begleiten. Ein, zwei Tage sagte er kaum ein Wort. Das konnte natürlich auch eine Art von Schiffskoller sein. Man war gerade eine knappe Woche an Bord.

Ein wunderschöner Tag brach an. Der europäische Winter war wie weggeblasen, die Sonne schien mit aller Kraft. Krey sah interessiert zu, wie man am Bootsdeck den blaugrünen Swimming-pool voll Seewasser pumpt. Er freute sich auf das Bad, vor allem wenn er daran dachte, daß in der Heimat die Leute mit dicken Mänteln und hochgeschlagenen Kragen durch die Straßen gingen und auf den Feldern eine Schneedecke lag, über die winterliche Krähen-schwärme dahinkrächzten. Nur ganz feine Wolkenschleier zogen sich durch das Blau des Himmels, sie wirkten zuweilen wie eine Milchstraße des Tages. In großer Höhe flogen zwei Düsenmaschinen über das Schiff nach Osten; jede von ihnen zog zwei weiße Schwänze hinter sich her. Man hatte die ersten fliegenden Fische erblickt — eine kleine Sensation. Krey sah sie immer wieder gern, wenn sie sich unweit des Schiffes erhoben, um davonzu-segeln und zwanzig oder dreißig Meter entfernt wieder in einem Wellenkopf zu verschwinden.

Als er die Kabine betrat, hatte Kampner sich zum Mittagessen fertiggemacht.

„Ich kann Sie einladen, Kampner“, sagte er gut gelaunt. „Nach der Mittagsruhe nehmen wir ein Bad in dem wundervollen Swimming-pool . . .“

Kampner fuhr herum.

„Swimming-pool?“

Er hatte plötzlich einen seltsamen starren Blick, als sähe er durch Krey hindurch.

„Lassen Sie mich in Ruhe mit Ihrem verdammten Swimming-pool!“ Die letzten Worte stieß er so hart hervor, daß Krey fast erschrak.

„Aber Kampner, was denn . . .?!“

„Ich mag von dem Swimming-pool nichts hören — ist das klar?“

Schiffskoller!

„Verzeihen Sie!“ sagte Krey und machte sich schweigend fertig. Er schüttelte den Kopf, als Kampner wortlos die Kabine verließ. Gewöhnlich gingen sie gemeinsam in den Speisesaal. Diesmal aber saß Kampner bereits auf seinem Stuhl, als Krey oben ankam. Sosehr sich Inge und Elvira auch bemühten, Kampner blieb verschlossen, abweisend und mürrisch.

„Nun wird er doch noch drollig“, dachte Krey. „Werde mich hüten, mit ihm zu reden. Jetzt soll er den Anfang machen.“

Kampner aß schweigend. Er blieb den ganzen Tag über stumm und ging Krey aus dem Wege. Das Bootsdeck mit dem Swimming-pool mied er wie eine verbotene Landschaft. Mürisch sagte er: „Guten Morgen!“ Stundenlang war er unauffindbar. Schließlich entdeckte ihn Krey hoch oben über dem Sonnendeck, wo sich der Luftgewehrschießstand und der Tischtennisraum befanden. Kampner lehnte an dem vibrierenden Eisenblech des Schiffsschornsteins und sah in die Ferne.

Der Schiffskoller hatte ihn wohl noch immer in der Gewalt.

Krey merkte es in der darauffolgenden Nacht: Die See regte sich, sie wurde bewegter. „Dünung des Atlantiks“, dachte er und drehte sich nach der Wand um. Der Aufenthalt in den Kojen wurde ungemütlich. Die hölzernen Kabinenwände begannen zu ächzen und zu knistern. Die Stahlwanten drückten hart auf das dunkle schöne Mahagoniholz.

Frühmorgens sah Krey die Bescherung. Auf dem Positionszettel war Windstärke sechs bis sieben angegeben. Seegang sieben. Matrosen hatten zwischen den Treppen und Eingängen Leinen gespannt. Er wußte das zu deuten: Es sah nach Sturm aus.

Das mächtige Schiff begann sich aufzubäumen — das Heck klatschte zuweilen ohrenbetäubend auf das Wasser. Jetzt stieß die Schiffsnase in einen Wellenberg, hohl ratterte und polterte die mächtige Schraube. Einige Sturmbegeisterte waren mit Schmalfilmkameras an der Arbeit; sie wollten keine Gelegenheit verpassen.

Ein merkwürdiger Sturm. Krey hatte einen solchen noch nie erlebt. Silberne leuchteten die Wellengebirge im Sonnenschein. Der Himmel war hell geblieben, keineswegs von dunklen Sturmwolken überzogen. Er wirkte wie seidenverhangen. Und der Sturm heulte wie eine Orgel, auf deren Tasten böse Buben nach Einschaltung des Ventus Ziegelsteine legten. Es war ein stures, unbarmherziges Geheul. An der Windskala begannen die Zahlen zu klettern. Windstärke acht. Und dann die vielgenannte Windstärke neun.

Matrosen setzten die Bulleye- und Fensterblenden ein, das Tageslicht wurde aus den Kabinen verbannt. Im Speisesaal war um die Mittagszeit nur etwa die Hälfte der Stühle besetzt. Die Tischtücher hatte man angefeuchtet, damit die Teller und Schüsseln nicht rutschten. Es gab „Sturmeintopf“ aus einem silbernen Kessel. Unter Kampners Stuhl riß bei einer widerlichen Krängbewegung des Schiffes der Haltegurt.

Hilflos rutschte der darauf Sitzende vier, fünf Meter weit — an einen anderen Tisch. Krey sah, daß Kampner käseweiß geworden war.

„Auch das gehört mit dazu“, meinte er.

„Dürfte aber keinesfalls vorkommen!“ tadelte Kampner. Darauf erkundigte er sich mit einer seltsamen Stimme — „Frierstimme“, dachte Krey — beim Steward, ob man solch ein stürmisches Wetter in diesen Breiten schon öfter erlebt habe. Der Steward nickte. In der Biskaya gehöre das zur Tagesordnung — hier freilich habe man schönes Sommerwetter erwartet. Aber wenn der Sturm sich ausgetobt habe, höre er von allein wieder auf. Stewardlogik!

„Na, so erlebt man auch mal einen richtigen Sturm auf See! Warum nicht?“ meinte Kampner — freilich mit seltsam klappernden Kiefern.

„Die heilige Angst!“ dachte Krey. „Aber soll er — es wird ihn ablenken und ihm vielleicht den Koller nehmen. Da kann ihm keiner helfen. Das ist aber auch ein Sturm, der diesen Namen verdient!“

Den letzten Satz sagte er laut.

„Ja, wie es heißt, in den Spitzen bis Windstärke zehn“, sekundierte Inge. „Man kann nicht mehr an Deck.“

„Doch!“ widersprach Elvira. „Am Shuffleboard, an der Theke, in der Mitte ist es gut

auszuhalten. Ich habe dort lange gestanden. Es ist ein grandioses Schauspiel. Aber von mir aus könnte der Sturm nun langsam wieder nachlassen. Ist nur gut, daß man sich auf einem großen Pott befindet und nicht auf einem Windjammer — unserem Kahn kann ja doch wohl nichts passieren?“

Krey wollte entgegnen, es seien schon größere Schiffe regelrecht in Seenot geraten, aber er schwieg. Warum sollte er die Leute ängstigen, die so taten, als unterhielten sie sich sachlich und kundig über einen Seesturm — und die dabei doch bis tief in ihr Innerstes bebten! Morgen würde der Spuk hoffentlich vorüber sein. Zuweilen wurde das Schiff so stark auf die Seite gedrückt, daß die Brücke die Wellen berührte. Tonnenlasten von Wasser mußten auf die stählernen Ladeluken des Vorderschiffs niederstürzen. Und unbarmherzig tobte und brüllte der Wind.

In der Bar johlte ein Haufen junger Leute. Sie hielten Kognakgläser in der Hand. Das Mädchen hinter der Theke lächelte gezwungen. Es machte wohl auch die erste große Reise bei stürmischem Wetter.

„Widerlich!“ Da war es Krey entfahren. In einem langen, schmalen Schiffsgang wurde er hin und her geworfen. Als er eine Treppe hin-

aufsteigen wollte, schien ihn ein unsichtbarer Spaßvogel hinten festzuhalten, um ihm alsdann einen gewaltigen Stoß nach oben zu versetzen, bei dem er sich fast schwerelos vorkam. „Ruhig bleiben — immer ruhig bleiben!“ Er gab sich selbst das Kommando.

Da kam ihm ein Krankentransport entgegen. Die beiden Matrosen machten kleine Schritte und trugen auf einer Bahre einen Mann. Der lange, hagere Schiffsarzt mit dem schwarzen Humor — „Wir sind ja doch nur etwa sieben Kilometer von Land entfernt, es liegt genau unter uns!“ — begleitete den Transport.

Auf der Bahre lag Rudi Kampner.

Krey bewegte sich rückwärts und trat in einen abzweigenden Gang, um den Transport an sich vorüberzulassen.

„Nanu, Kampner — was Ernstes?“ fragte er.

„Glücklicherweise keine Fraktur“, antwortete an Kampners Statt der Schiffsarzt. „Stauchung und Prellung. Wohnen Sie zusammen?“

„Ja.“

„Dann können Sie ein wenig Samariter spielen — wenn Sie wollen“, setzte er lächelnd hinzu.

Sie brachten Kampner in die Kabine und legten ihn in seine Koje. Gut, daß er unten schlief.

Mit Kissen und hochgezogenen Matratzen versuchten sie ihn gegen das Herausrollen zu sichern. Krey konnte sich denken, daß Kampner ziemliche Schmerzen hatte. Dazu war er wieder seekrank.

„Wenn's unerträglich werden sollte mit den Schmerzen, dann sagen Sie mir oder der Schwester Bescheid“, sagte der Arzt. „Es ist nicht weiter ernst, aber sicher unangenehm genug. Die Stewardess wird die Thermoskanne dort mit warmem Tee füllen und Biskuits bringen. Also: Gute Besserung, Herr Kampner!“

„Verbindlichsten Dank für Ihre Bemühungen, Herr Doktor. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich bald wieder auf die Beine brächten.“

„Das liegt mehr bei Neptun“, meinte lachend der lange Mann und ging.

„Was ist denn überhaupt passiert?“ fragte Krey, während er die Thermoskanne ausspülte.

„Der Herr ist die Kinotreppe rückwärts heruntergefallen“, sagte einer der Matrosen. „Es ist nicht der einzige Fall dieser Art. Einer Dame mußte der gebrochene Arm geschient werden. Einen solchen Sturm hatte aber auch niemand erwartet.“

„Hält er an?“ fragte Krey.

„Vorerst noch keine Änderung in Aussicht —

aber mal wird's ja wieder besser werden. Tjus — die Stewardess wird gleich kommen.“

„Ja, nun müssen wir zusehen, wie wir aus alldem das Beste machen, Kampner“, sagte Krey. „Ich stehe Ihnen zur Verfügung.“

„Ich liege ganz gut“, erwiderte Kampner leise. „Was war das?“ fragte er gleich darauf.

Das Schiff hatte sich wieder einmal mächtig aufgebäumt und war mit dem Bug klatschend auf das Wasser gefallen. Gleichzeitig hatte eine hohe Welle die Fensterreihe des Oberdecks erreicht und gleichsam mit der Faust gegen die Blende geschlagen. Der metallene Ton hallte nach.

„Sturmsymphonie“, meinte Krey.

„Mir wird übel!“ stöhnte Kampner.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Nein, die eine Hand habe ich ja frei — entschuldigen Sie Krey, daß ich in unserer Kabine solche Geschichten mache . . .“

Er erbrach in eine Tüte.

„Ist doch völlig normal, Kampner!“ Krey sagte es fast befehlend. Vom Gang holte er einen Kübel, Kampner konnte die Tüte hineinwerfen. Stewardess Inge kam mit warmem Tee und Biskuits. Sie war geschult, gab sich burschikos und keineswegs wehleidig.

„Haben Sie es gut!“ sagte sie, während sie den

Tee in die Kanne füllte. „Sie können daliegen und schlafen. Wenn ich doch mal so was hätte — ich würde schlafen, schlafen!“

Kampner versuchte zu lächeln.

„Gut!“ sagte Krey auf dem Gang zur Stewardess. „Genau der richtige Ton.“

„Und dabei hab’ ich Angst!“ sagte das Mädchen. „Wenn doch dieser eklige Sturm bald vorbei wäre! Ich habe aber gehört, er wird eher noch zunehmen. Es wird Verspätung geben — man spricht schon von einem vollen Tag.“

Krey begab sich wieder in die Kabine, nachdem er einen kleinen Rundgang — es war mehr ein „Klettergang“ — gemacht hatte. In der Bar ritten drei angeheiterte junge Männer auf Stühlen im Kreis herum. Der Chefsteward nahm Schadenmeldungen von Serviererinnen entgegen: Gläser. Ganze Tablettts mit Kognak. In Seelenruhe notierte der Mann — er hatte etwas Malaiisches an sich — die Verluste.

Noch zwei volle Tage mußte sich die „Caribia“ durch die Wogen quälen. Dann begannen die Werte der Windskala zu sinken. Anfangs merkte man es nicht, im Dunkeln hat man ein weniger deutliches Gefühl für die Gewalt von Wind und Wellen.

Windstärke acht.

Krey meldete es seinem Patienten.

„Gott sei Dank!“ sagte Kampner und atmete tief.

„Was macht Ihr Arm?“

„Ach — das ist wohl der geringste Kummer. Es saß tiefer. Sie wissen ja — meine erste Seereise. Völlig unerfahren.“

Krey besaß eine ziemlich fundierte Menschenkenntnis. Er war Soldat gewesen und Gefangener. Katastrophensituationen waren ihm nicht fremd.

Wenn eine Gefahr überstanden war, konnten die meisten Menschen ungemein mitteilsam werden.

„Sie müssen ja einen Mordshunger haben“, sagte er.

„Und ob — ganz plötzlich. Sie könnten mal klingeln.“

„Was möchten Sie — ich hole es Ihnen.“

„Etwas Kräftiges. Am liebsten kaltes Fleisch und Schwarzbrot.“

„Gut!“

„Windstärke sieben!“ verkündete Krey, als er mit einem Teller voller belegter Brote wiederkam. „Es geht schnell herunter. Aber die Blinden sollen in dieser Nacht noch vor den Fenstern bleiben. Kann uns ja gleich sein, das elektrische Licht funktioniert ja. Ein Fahrstuhl

war steckengeblieben, es ist aber niemand zu Schaden gekommen.“

Kampner aß. Es schmeckte ihm so gut, daß er zuweilen ein wenig schmatzte.

„Wie ein Igel über der ersten Frühjahrs-
milch!“ dachte Krey. „Er hat mir mit seiner
Hilflosigkeit über zwei schlimme Tage hinweg-
geholfen. Sonst hätte der Sturm am Ende auch
mir übel mitgespielt. Daß ein Zwölftausend-
tonner solche Hopser machen kann! Ja, kenne
sich einer aus mit der See.“

Kampner war fertig und reichte Krey den
Teller zurück. Krey spülte ihn ab. Plötzlich
stutzte er.

Mit leiser, aber völlig anderer Stimme be-
gann Kampner zu reden:

„...die des Herrn Werke erfahren haben und
seine Wunder auf dem Meer, wenn er sprach
und einen Sturmwind erregte, der die Wellen
erhob und sie gen Himmel fuhren und in den
Abgrund sanken, daß ihre Seele vor Angst ver-
zagte . . .“

Krey wandte sich um. Nickend und lächelnd
fuhr Kampner fort:

„. . .daß sie taumelten und wankten wie ein
Trunkener und wußten keinen Rat mehr —
die dann zum Herrn schrien in ihrer Not, und
er führte sie aus ihren Ängsten und stillte das

Ungewitter . . . ‘Sagen Sie selbst, Krey, ist das nicht erlebt — so richtig erlebt?’

„Klingt wie ein Wort aus der Bibel.“

„Ist es auch. Der hundertsiebente Psalm — ich habe ihn einmal ganz auswendig gekonnt.“

„Freilich: Das muß man vor Augen haben — Galeeren, Segelschiffe und so weiter. Allerlei Aberglauben, Glaube an Seeungeheuer, keine nautischen Geräte — keinen Funk wie heute. Sie sind mit der Bibel vertraut?“

Ein Schatten schien über Kampners Gesicht zu huschen. „Bin’s geworden“, sagte er leise.

„Protestant?“

„Ja.“

„Ich bin Katholik. Bei Ihnen möchte man wohl die ganze Bibel kennen?“

„Möchte schon — aber wer kennt sie? Man sollte sie immerhin gelesen haben, denk’ ich. Es sind wenige, die das tun — von den Theologen abgesehen. Ich habe die Bibel mit meiner Mutter gelesen. Mußte sie mit ihr lesen. Für sie gab es nach Vaters Tod nur noch dieses Buch.“

Kampner stemmte sich auf den linken Arm und sah Krey ins Gesicht.

„Die Mutter“, meinte Krey nachdenklich. „Meine Mutter kannte sich auch aus in ihrem Schott.“

„Schott?“

„Das ist eine Art Volksmeßbuch von irgendeinem Ordensbruder. Das Religiöse schwingt wohl im allgemeinen stärker in den Frauen — in den Müttern. Und etwas nehmen wir Kinder religiöser Mütter immer mit, die Zeit vermag sie nie ganz auszuwaschen. Hab' ich recht? Aber um auf das zurückzukommen, was Sie da zitierten — das vermag man wirklich erst richtig nachzuempfinden, wenn man Ähnliches erlebt hat.“

Pause.

„Ich möchte mich bei Ihnen bedanken“, sagte dann Kampner.

Merkwürdigerweise regte sich in Krey kein Gefühl der Abwehr; er hielt sonst nicht viel von Dankesbezeigungen. Auch er war froh, daß der Sturm abgeklungen war. Angst hatte er nicht gehabt — nur einmal hatte er den Kopf geschüttelt bei dem Gedanken, daß er vielleicht auf der kostspieligsten Urlaubsreise seines Lebens umkommen könnte.

„War doch selbstverständlich“, wehrte er ab.

„Sie werden sich neulich über mich gewundert haben — wenn Sie nicht sogar wütend auf mich waren. Sie erinnern sich — die Geschichte mit dem Swimming-pool.“

„Natürlich! Was war denn da mit Ihnen?“

„Das läßt sich mit ein paar Worten nicht sa-

gen. Bei mir hatte sich etwas verschoben. Ich stand plötzlich wieder in der alten Abwehr. Sie müssen wissen — ich war gleichsam Gefangener, lange Zeit.“

„Nicht doch!“

„Nein, nein, natürlich kein Strafgefangener!“
Kampner lachte. Er konnte also lachen!

„Nun, ich dachte nur . . . weil Sie schon einmal ähnlich reagierten, als ich sagte, wir seien gewissermaßen Zellengenossen.“

„Nein, ich war auf besondere Art gefangen — Sie schreiben doch nicht etwa Bücher?“

„Doch — Grundbücher, Lagerbücher!“ erklärte Krey lachend. „Sonst aber keine. Sie können ungeniert erzählen. Wenn Sie wollen, erkläre ich unsere Kabine zum Beichtstuhl — wobei ich annehme, daß Sie keine Sünden zu beichten haben. Aber wie dem auch immer sei — Sie haben sicher vom Beichtsiegel unserer Pfarrer gehört?“

„Vielleicht ist das mit dem Beichten nicht einmal abwegig — meine Sünde muß die Schwäche sein.“

Krey stopfte sich lange und sorgfältig die Pfeife. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen. Er sagte:

„Ach, Entschuldigung — ich tat es rein mechanisch.“

„Rauchen Sie immerzu, die Lüftung funktioniert ja und saugt den Rauch ab.“

Über ihnen wurde ausgelassen Letkiss getanzt, das rhythmische Stampfen drang bis in die Kabine. Musikfetzen flogen durch geöffnete und wieder geschlossene Türen.

„Ich bin zum erstenmal allein unterwegs“, begann Kampner. „Meine Mutter ist vor einem Jahr gestorben. Kreislaufschwäche. Mein Vater kam Ende der zwanziger Jahre durch einen Verkehrsunfall ums Leben. Ich war mit meiner Mutter allein. Nach ihren Worten hat sie es in dieser Zeit wirklich nicht leicht gehabt. Sie gab mich in einen Kindergarten, das war damals ungewöhnlich und nicht billig. Sie selbst hatte die Mittelschule besucht, dazu einen Kursus an der Handelsschule absolviert. In ihrem Büro verdiente sie darum allmählich immer besser. Der Tod meines Vaters war ein tiefer Einschnitt in ihr Leben. Ursprünglich eine fröhliche Natur, wurde sie von jenen Tagen an still, nach innen gekehrt, und wandte sich der Kirche und dem Glaubensleben zu. ‚Eine der Allertreuesten‘ nannte sie der Pfarrer bei der Beerdigung. Das war das eine. Das andere war ich. Mich wollte sie unbedingt behalten. Um mich wollte sie mit dem feindlichen Leben kämpfen — all das waren später ihre eigenen Worte. Als ich das Alter

hatte, kam ich auf eine Oberrealschule. Ein guter Schüler bin ich freilich nie gewesen. Sie saß abends mit mir am Tisch und fragte mich mit unendlicher Geduld Vokabeln ab. In Mathematik und Arithmetik konnte sie mir bald nicht mehr helfen. Aber da kaufte sie alle nur erdenklichen Hilfsbücher. Ein älterer Schüler mußte mir Nachhilfestunden geben. Mühsam ging es durch die Schulklassen. Einmal — es war in Untertertia — blieb ich sitzen. Das entmutigte sie nicht. Ich lag ihr in den Ohren, wollte abgehen, ein Handwerk lernen, Tischler werden. Sie duldet es nicht und war stolz, als ich mich bis zur mittleren Reife durchgequält hatte, die man auch das ‚Einjährige‘ nannte. — Wenn es Sie langweilt, Krey, dann sagen Sie es bitte!“

„Ob man am Feuer sitzt und erzählt oder in einer Schiffskabine — es ist doch in der ganzen Welt so. Ihre Geschichte hat für mich den Vorteil, daß ich sie das erste Mal höre. Es gibt so viele lustige und weniger lustige Kollegengeschichten, die ich in Landgasthöfen zwei- oder dreimal gehört habe. Also: Ich höre!“

Krey dachte bei sich: „Das Erzählen tut ihm gut. Hoffentlich gibt es keinen Rückschlag — so daß er sich morgen vielleicht seiner Vertrauensseligkeit schämt. Ich muß ihm hinterher auch etwas erzählen.“

„Dann kam der Krieg“, fuhr Kampner fort, „und der machte meine Mutter hart. Politisch war sie völlig desinteressiert. Hitler und seinen Anhängern war sie gram, weil ich in die HJ mußte und in der Uniform keine gute Figur abgab. Etwas Schuld trug sie selbst daran, daß ich auch ohne diese Uniform belächelt wurde. Meine Mutter ging selbst äußerst schlicht, aber niemals schlampig angezogen. Und ich — ja, ich war zu solide gekleidet. Bleyle-Anzüge — Sie kennen vielleicht diese fabrikgestrickten, ungemein praktischen Jacken und Kniehosen. Immer war ich ein bißchen zu warm angezogen. Es kam also der Krieg, und ich war älter geworden. Was tat sie, als die Erfassungen zum Wehrdienst begannen? So etwas konnte nur in ihrem krankhaft wachsamen Gehirn reifen. Sie wechselte die Wohnung. Wir hatten zwei Stuben und eine Küche in Berlin. Trotz der angespannten Wohnungslage schaffte sie den Wechsel ein paarmal — man hatte sie bei einer kriegswichtigen Behörde dienstverpflichtet und schätzte ihre Arbeitskraft. Nie erhielt ich den Befehl, mich zur Erfassung zum Wehrdienst einzufinden. Trotz aller Raffinessen arbeiteten die Behörden damals doch recht schwerfällig, man muß darüber staunen. Es muß wohl so gewesen sein, daß der Meldungsbeamte stets den

Vermerk ‚Verzogen‘ in seinem Register fand — und es war ja immer ein anderer. Ich war längst reif für den Hilfsdienst bei der Flak, als die Behörde aus der Hauptstadt floh — evakuiert wurde, wie man sagte. Sie hatte in der Benderstraße gesessen, im Shellhaus. Meine Mutter nahm mich kurzerhand mit auf die Flucht, in ihrem Güterwagen mit den vielen Aktensammlern und den Schreibmaschinen. ‚Stell dich dumm‘, sagte sie mir, ‚wenn dich einer etwas fragt!‘ Der Himmel half mir. In den Alpen fiel ich aus dem langsam dahinfahrenden Güterzug und schlug mir die Nase blutig. Über mein Pflaster hinweg sah ich, wie sich die Männer, die mich verbunden hatten, verstehend zublinzelten. Der Kampner ihr Idiotenbengel!

Wir überstanden beide den Krieg, leidlich gesund. Nach Berlin zogen wir nicht wieder. ‚Dort verhungerst du mir‘, sagte meine Mutter. Ihre ältere Schwester lebte in Mecklenburg, und dorthin ging also die Reise. Mutter saß dort bald im Gemeindeamt — als hochwillkommene Stenotypistin. Und als ihre Schwester in ein Pflegeheim mußte, gehörte ihr Haus uns allein. Mich brachte meine Mutter in der Kreisstadt in der Sparkasse unter — in der ich heute noch arbeite; sie ist durch das Hinterland um vieles größer geworden. Not litten wir nie. Immer

hatten wir etwas zu essen und anzuziehen. Aber ich glaube, hier begann meine eigentliche und wirkliche Not.

Man sieht doch mal einem Mädchen nach, wenn man in dem Alter ist, nicht wahr? Das ging aber nie lange gut, meine Mutter kam ungewöhnlich schnell dahinter. Zuerst verbot sie mir ganz einfach, diese oder jene zu treffen. ‚Hab’ ich dich bis hierher gebracht, dann soll mir keine kommen und dich wegnehmen!‘ sagte sie. Ich gehorchte ihr, solange es ging. Nun, allzulange ging es nicht. Große Aufregung gab es, als ich einmal mit meinen Kollegen und Kolleginnen zu einem Kirmesball gehen wollte. Da fielen Worte, die ich meiner Mutter nie zuge-
traut hatte. Sie nahm sie auch sogleich wieder zurück — aber gefallen waren sie doch. Und es flossen Tränen bei ihr.

Im Frühjahr kamen die Handwerker und machten aus unserem alten Häuschen ein neues mit mancherlei Bequemlichkeiten. Ich erhielt oben ein trauliches Zimmer für mich und konnte aus dem Giebelfenster weit über das Land schauen. Nebenan lag Mutters Schlafzimmer. Wir kauften einen Radioapparat, einen guten gebrauchten. Dan fing Mutter an, aus dem verwilderten Hausgarten ein kleines Schmuckstück zu machen. Samen und Pflanzen brachte sie in

ihrer Handtasche mit. Einige Männer halfen ihr dabei — saß sie doch im Gemeindeamt! Es mußte gegossen und gejätet werden — immer paßte mir das nicht. Diese Arbeit verschlang bald mit einer gewissen Selbstverständlichkeit alle freien Abendstunden. Darum verpaßte ich mitunter absichtlich den Bus. Da rief sie meinen Chef an, man solle mich doch rechtzeitig gehen lassen, damit ich nicht so spät nach Hause käme. Daß mir das peinlich war, können Sie sich denken.

Hin und wieder erschien der Bürgermeister bei uns, begleitet von einem Agronomen oder einem Mann Ihrer Branche. Aber der eigentliche Gast in unserem Hause war der Pfarrer, ein einsamer Mann, der in äußerster Genügsamkeit lebte. Mutter half ihm, wo sie nur konnte. Sie wollte, ich sollte mich mit dem Geistlichen anfreunden. Aber er hätte mein Vater sein können. Aus seinem Munde hörte ich einen sich immer wiederholenden Lobgesang auf meine tüchtige, besorgte Mutter — eine Musterbürgerin und Musterchristin.

Eines Tages machte er ihr sogar einen Antrag!

Sie war wohl nicht gänzlich abgeneigt — hätte ich doch bloß keine Geschichten gemacht! Ich Narr! Aber ich sperrte mich trotzig, sagte, unser häuslicher Friede sei dann gestört. Mochte

der Mann untadelig sein, ich wollte ihn nicht ständig in meiner Nähe haben.

„Gut, Junge“, sagte meine Mutter, „das wollte ich nur wissen.“

Sie heiratete ihn nicht, bei uns blieb alles beim alten — und wie war das langweilig und öde! Jeden Abend dieselben Fragen: Was sich in unserer Kasse zugetragen habe, was man sich in der Kreisstadt erzähle. Dann las sie vor dem Zubettgehen einen Abschnitt aus der Bibel, nach einer fortlaufenden Bibellese. Ja, da wäre nun eine Sünde zu beichten: Ich hörte ihr schließlich nicht mehr zu. Doch gewöhnte ich mich so an das Vorlesen und die schwerfällige Sprache, daß mir etwas gefehlt hätte, wäre es ausgeblieben.

In der Kasse arbeitete eine Angestellte, ein nettes Mädchen, recht hübsch . . . ich nenne den Namen nicht, er tut ja nichts zur Sache.“

Krey hatte vergessen, an seiner Pfeife zu ziehen.

„Jetzt ahne ich allerlei“, sagte er leise.

Kampner nickte.

„Ihre Ahnung trügt Sie nicht. Sie mochte mich gern und ließ es mich auch merken. Und ich mochte sie. Das geht ja mitunter rätselhaft schnell, nicht wahr? Ich war richtig verliebt. Nur konnte ich leider immer nur kurze Zeit mit ihr zusammen sein. Auf nette und humor-

volle Weise machte sie mich auf die Fehler in meiner Kleidung aufmerksam. Da paßte die Krawatte ganz und gar nicht zum Anzug und was da sonst noch war. Ich richtete mich nach ihren Ratschlägen — und das machte meine Mutter mißtrauisch. Was ich bloß immer hätte, meinte sie, ich ginge doch jedesmal tadellos gekleidet in den Dienst — eine neue Krawatte?! Sicher ahnte sie alles. Vielleicht floß ihr auch einiges durch höchst simple Kanäle zu. Ihre Mutterliebe wurde mir zur Fessel. Ich lief dagegen an. Ich übernahm zusätzlichen Dienst, der mich später nach Hause kommen ließ.

Sie erkundigte sich. Man lächelte.

Um diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen, sagte ich ihr eines Tages alles mit — ja, mit einer gewissen Brutalität ins Gesicht. Sie hörte mich an wie versteinert. Endlich sagte sie leise: ‚So, da willst du mich also verlassen?‘ Ich beschwor sie, doch das nicht zu denken. Sie sei meine Mutter — eine selten gute Mutter, wie ich bekennen müsse —, aber einmal müsse ja auch ich heiraten.

Da lachte sie hart. Ob sie etwa den Pfarrer geheiratet habe?

Das sei doch etwas ganz anderes gewesen, sagte ich.

Sie wüßte nicht, inwiefern, erwiderte sie.

Ob mir denn unser schönes Heim, der herrliche Garten nichts bedeuteten? Alle beneideten uns um dieses Stück Erde.

Mehrere Tage sprachen wir kein Wort miteinander. Dann sagte ich ihr, ich würde mit der Kollegin ins Kino gehen, also erst später heimkommen. Sie solle doch Verständnis für uns haben. Und da machte ich den Fehler, daß ich hinzufügte, nach menschlichem Ermessen würde ich ja doch eines Tages ohne sie dastehen.

Da fuhr sie auf. Ob ich etwa auf ihren Tod warte? Das also sei der Kindesdank! Denn wenn ein Sohn seiner Mutter dankbar zu sein hätte, dann ich. Ich brauchte ja nur die Leute zu fragen. Wahrscheinlich könne ich gar nicht ermessen, was sie an Opfern für mich gebracht habe.

Ich versuchte sie zu beruhigen und sagte ihr, das wüßte ich alles nur zu genau. Und wenn sie eben durchaus nicht wolle, daß ich mit Sabine — jetzt habe ich den Namen doch gesagt! — ginge, dann wollte ich das dem Mädchen sagen.

Ich bereute es wenig später. Vielleicht wäre alles leicht und sogar gut gewesen, wenn mein Vater gelebt hätte. Aber zahllose Familien waren in dieser Zeit ohne den Vater und mußten auch mit ihren Problemen fertig werden.

Ich konnte dem Mädchen nicht sagen, was ich

meiner Mutter versprochen hatte. Das werden Sie sicher verstehen. Man kann das einfach nicht. Mir kam es daher sehr gelegen, daß man mich zu einem Qualifizierungskursus in die Bezirkshauptstadt entsandte. Seltsam — auch meiner Mutter kam das gelegen! Sie packte mir den Koffer, sie brachte mich an den Bus, sie winkte lange.

Ich schrieb an Sabine. Sie antwortete mir, aber nach etwa drei Wochen blieb jede Antwort von ihr aus. Ich bestürmte sie mit Fragen. Aber Sabine blieb stumm. Mein erster Weg nach der Rückkehr führte zur Sparkasse. Ich hatte es so eingerichtet, daß ich nachmittags dort eintraf.

„Guten Tag, Sabine! Was ist denn? Warum hast du nicht . . .?“

„Du tust ja, als wüßtest du überhaupt nichts“, sagte sie.

Nein, ich wußte nichts — was sollte ich denn wissen? Doch da schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: „Um Himmels willen — Mutter!“

„Na siehst du“, meinte darauf Sabine. „Laß uns alles vergessen, Rudi, laß uns wieder gute Kollegen sein. Tjüs!“

Mir wurden die Knie schwach. „Sabine, sag mir, was los ist — ich schwöre dir, ich vermute nur — ich weiß nicht das Geringste!“

„Deine Mutter wußte ja wohl, daß wir zu-

sammen gingen. Sie hat mich hier nach Dienstschluß erwartet — verzeih mir, Rudi, sie ist aus der Rolle gefallen. Ohne Grund hat sie mich angeschrien. Sie hat gesagt, sie wisse gar wohl, daß du — ihr Sohn — für mich nur der Umweg zu dem schönen Haus und dem schönen Garten seist — und was des Unsinns noch mehr war. Verzeih — aber sie muß krank sein.‘

„Um Gottes willen, Sabine“, habe ich wohl gestottert. „Meine Mutter ist älter geworden. Sie hat viel erlebt.“

„Das ist sicher richtig. Aber, Rudi, ich habe nicht die geringste Lust, bei euch zwischen die Mühlsteine zu geraten. Deine Mutter hat einen Komplex.“

Wie betäubt kam ich zu Hause an. Die Augen meiner Mutter leuchteten vor Freude, als sie mich sah. Sie schloß mich in die Arme, als käme ich übers Meer zu ihr. Ich vermochte zunächst kein Wort zu reden. Sie hakte mich unter — wie sie es so gern tat, vor allem, wenn es Leute sahen — und führte mich hinaus in unseren Garten. Und was mußte ich da sehen! In meiner Abwesenheit waren wieder einmal die Handwerker dagewesen. Am äußersten Rande unseres Gartens, den schöne Koniferen säumten, befand sich ein wundervolles Badebassin — ein richtiger kleiner Swimming-pool!

Sie trat einige Schritte zurück, um sich an meinem Staunen zu weiden. Das war wohl der Augenblick, auf den sie gewartet hatte. Meergrün waren die Kacheln. Eine mennigrote Leiter führte aus dem klaren Wasser, in dem sich bunte Blumen spiegelten. Ein Vogel ließ sich auf dem Betonrand nieder — wir standen wohl sehr ruhig da.

Genau kann ich mich heute nicht mehr entsinnen, wie eigentlich alles geschah. Ich entdeckte eine prächtige Aloe in einem breiten Keramiktopf, stürzte darauf los, nahm die Pflanze mitsamt dem Topf — und warf sie in das grüne Wasser.

Bereits als es aufspritzte, bereute ich meine Tat. Ich ließ meine Mutter schreckensstarr stehen und ging durch die Gartenpforte. Ich lief die Straße entlang, einen Hang hinauf, trat in ein kleines Waldstück. Wahrscheinlich glaubte meine Mutter, ich sei verrückt geworden. Und ich zerbrach mir meinen schmerzenden Kopf, wie ich mich von alledem frei machen könnte — von dem Swimming-pool, den Sukkulenten in ihren Töpfen — von meiner Mutter. Nein, nicht von Mutter! Mit bitterem, trockenem Gaumen ging ich ins Haus zurück. Ich sprach nicht.

Schweigend begegneten wir uns auch am folgenden Tage. Am übernächsten fragte ich Mut-

ter fast grob: ‚Ist es wahr, daß du Sabine gesagt hast, sie habe es nur auf unser Haus abgesehen?‘

Statt einer direkten Antwort sagte sie: ‚Junge, so war es doch wirklich!‘

‚Und woher willst du das wissen?‘ drang ich in sie.

‚Ach — ach — man ist älter, man hat Erfahrungen, und man hört dies und das — du mußt erst noch Erfahrungen sammeln.‘

‚Sag doch die Wahrheit, Mutter! Festhalten willst du mich!‘

Ihr Gesicht bekam einen harten Zug.

‚Ja‘, erwiderte sie, ‚ich halte dich fest — damit du mir nicht ins Elend stolperst.‘

‚Warum soll ich denn ins Elend stolpern, Mutter?‘ fragte ich sie — ich glaube, ungewöhnlich ruhig.

‚Weil du noch unfertig bist — du bist ja noch ein Junge. Denkst du, ich weiß nicht, daß manche über dich lächeln? Sei froh, daß du mich noch hast!‘ Sie hängte sich an meinen Arm. ‚Rudi, denk doch, der schöne, schöne Swimming-pool — wer hat hier so etwas? Wenn du wüßtest, was er mich gekostet hat! Und alles habe ich für dich getan, nur für dich . . .‘

Ich glaube, ich habe ihr den Rücken gestreichelt, als sie das sagte.“

Kampner schwieg.

„Vielleicht ist Ihr Fall nicht einmal selten“, meinte Krey. „Habe ich recht, wenn ich annehme, daß Ihre Geschichte hier praktisch zu Ende ist? Sie fügten sich?“

„Genau! Aber ihren Swimming-pool habe ich nie benutzt. Heute ist er vergammelt. Aber *ich* möchte nicht vergammeln, verstehen Sie! Es ist doch wohl noch nicht zu spät? Zu große Liebe habe ich im Leben erfahren, falsche Liebe, meinetwegen egoistische Liebe — ‚Affenliebe‘ nennen das die Leute aus dem Dorf. Ich muß mich ins Leben hineintasten. Immer noch steht zuweilen meine Mutter neben mir. Sie hinterließ mir nicht nur das hübsche Haus, sondern auch ein beachtliches Bankkonto. Sonst hätte ich mir eine solche kostspielige Reise niemals erlauben können. Ich wollte einen dicken Strich unter die Vergangenheit ziehen — aber er ist wohl doch ziemlich unglücklich ausgefallen.“

„Warum denn?“ Krey fragte es ehrlich erstaunt. Und krampfhaft überlegte er. Mit ein paar billigen Worten durfte er Kampner nicht abspeisen. Einen Patentschlüssel besaß er nicht — und der Holzhammer war das Verfehlteste, was man sich denken konnte.

„Jeder hat seine Geschichte“, sagte er. „Meine ist in gewisser Hinsicht das Gegenteil der

Ihrigen. Viele Kinder, Schmalhans Küchenmeister. Gefirmt, aus der Schule. Lehre — aus! Durchgebissen. So ging es mir. Vom Krieg wollen wir nicht reden. Ich habe eine patente Frau. Berufstätig. Keine Kinder. Anfangs hatten wir es auch schwer, weil wir uns aus Liebe gängelten. Aber dann wurde es anders — ein bißchen Vernunft kann nie schaden. Ich muß ihr übrigens nachher funken — nein, besser, wenn wir Miami hinter uns haben.“

Es entstand eine Pause.

Dann sagte Kampner plötzlich leise: „Was meinen Sie, Krey — könnte man noch heiraten — in meiner Lage?“

„O weh, da bin ich überfragt“, antwortete der überraschte Zuhörer. „Ich könnte da nur ‚jain‘ sagen — ja und nein oder weder ja noch nein. Und da schweigt man wohl besser. Ist Ihre damalige Freundin verheiratet?“

„Sabine? Nein. Ich sehe sie noch immer gern — aber wir sind gute Kollegen.“

Krey kaute auf seiner Pfeife.

„Ich bin kein Berater in solchen Dingen, Kampner“, sagte er endlich. „Vielleicht wäre es gut, wenn man es hin und wieder wäre. Aber muß ich da unbedingt etwas sagen? Meines Erachtens haben Sie sich bereits vorzüglich geholfen, indem Sie mir alles erzählten — im Sar-

gassomeer nach einem recht unangenehmen Sturm. Und ich habe den Eindruck, daß Sie einen richtigen Weg beschritten haben — wenn auch aus alter Gewohnheit noch mancher Schritt danebengeht. Hier auf dem Schiff, das ja ein Stück unseres Heimatlandes ist — sogar im juristischen Sinne —, finden Sie so gut wie alle Menschentypen. Nun packen Sie den Stier bei den Hörnern — weichen Sie diesen Menschen nicht aus. Stellen Sie sich unter sie, ohne sie zu fürchten oder zu verachten. Ach, was klingt das schwerfällig — es sind eben nur Dinge, die mir nach Ihrer Frage so einfielen. Wie man's macht, ist's verkehrt, sagten die Alten — aber ich denke, man kann gut und gern auch sagen: Wie man's macht, so ist's schon richtig — wenn man nur etwas tut und nicht darauf wartet, daß andere uns die Nüsse knacken. Tja, Kampner! Und dann noch eins — und da werden Sie sicher mit mir einig sein: Auf See gesprochen bleibt auf See gesprochen, nicht?“

Kampner war wohl bewegt, doch gelang es ihm, jegliche Überschwenglichkeit zu unterdrücken.

„Hoffe, ich bin schnell wieder fit“, sagte er. „Wenn Sie Lust haben, dann gehen Sie doch mal hinauf an Deck und bringen einige Neuigkeiten mit. Ich bestelle etwas Gutes zu trinken.“

Schiffer Puddelkow erwachte und sah nach dem Wecker, der mit Zeigern und Ziffern vom Küchentisch her leuchtete. Es war erst halb zwei, die Nacht war also noch lange nicht vorbei — die kalte Winternacht, die dem alten Manne zu schaffen machte. Das Fenster überzog eine Reifschicht, die wie gemusterter Plüsch aussah.

Schon zum zweitenmal war der Alte von der Kälte geweckt worden. Er wollte es anfangs nicht zugeben, aber was half ihm das! Diese vermaledeite Kälte, die alles Leben zum Erstarren brachte! Draußen im Eis waren Wasservögel eingefroren und verweht, tot. In den letzten Tagen hatte die Feuerwehr in gefahrvoller Arbeit wilde Schwäne, die in die Stadt gezogen waren, aus dem Eis gehackt, in Säcke gepackt und in Ställe mit Stroh gebracht. In der Nacht platzten Bäume. An den Tagen gab es eine Völkerwanderung über das Eis des Stromes und der Kanäle. Die Menschen, dick verhummt, so daß man nicht wußte, ob Mann oder Frau, genossen die seltene Perspektive ihrer Stadt: von den Wasserflächen her, die zu öffentlichen

Plätzen geworden waren. Aber die zunehmende Kälte vertrieb auch diese Eisspaziergänger und leerte die Straßen. Wer nicht unbedingt hinaus mußte, der blieb zu Hause und hauchte wohl ein Loch in die Eisschicht des Fensters. Freunde hatten den alten, pensionierten Schiffer gewarnt, als er seinerzeit — wie lange war es her, sechs, sieben Jahre? — mit seiner Frau das alte Bauschiff in der Bucht am Strom bezog, um ständig darauf zu wohnen. Im Sommer, ja — aber im strengen Winter?

Ernst Puddelkow hatte jahrzehntelang so gut wie alle schiffbaren Flüsse im Lande befahren und war nach dem Kriege im dritten Stock eines Mietshauses gelandet, wo er sich gar nicht eingewöhnen konnte. Das schlimmste waren die Treppen, aber auch der Lärm setzte ihm hart zu. Obwohl er ein großer Kinderfreund war, brachten ihn die Jungen und Mädchen im Hause fast zur Verzweiflung, wenn sie ihre geräuschvollen Spiele allzu lange ausdehnten. Darum tat Puddelkow etwas, das sich in den Augen der Leute verrückt ausnehmen mußte: Er erwarb ein ausrangiertes Hausboot, das man beim Bau von Kaianlagen, Brücken, Schleusen und so weiter verwandt hatte, um den Arbeitern während der Pausen eine Unterkunft zu geben oder Arbeitsgeräte darauf zu verstauen.

Es handelte sich um einen kleinen, schwerfälligen Kutter, Holzbau. Darauf stand ein Häuschen aus Bohlen mit grünem Anstrich. Puddelkow hatte noch viel hineinstecken und auch tüchtig werkeln müssen, und ohne gute Freunde wäre es ihm unmöglich gewesen, das Boot wohnlich herzurichten. Sie kamen hin und wieder zu ihm hinauf, um eine Flasche Bier mit ihm zu trinken und zu erzählen — oder er stieg zu ihnen hinab und setzte sich mit ihnen in die Kantine der Gartenkolonie. Zu dem Hausboot, das Puddelkow zu Ehren seiner Frau „Paula“ genannt hatte, gelangte man durch die Gartenkolonie „Abendfreude“, und die Schrebergärtner sahen Puddelkow als einen der Ihren an. Bekamen sie Besuch, so führten sie ihn regelmäßig an das ungewöhnliche Domizil des alten Schiffers und erzählten von ihm, was sie wußten. Weltbewegende Dinge waren es nicht, höchstens Schnurren mit einer Schmunzelpointe. Immerhin, das bewohnte Boot in der geschützten Bucht bedeutete eine Abwechslung, und seine Blumenkästen waren im Sommer eine Zierde.

Die Angestellten der Wohnraumverwaltung hatten diesen „Wohnraum“ lächelnd in ihre Kartei aufgenommen. Wenn es einem alten Schiffer und seiner Frau so gefiel — warum nicht! Der Bootskörper war noch leidlich in

Ordnung, versacken konnte das Boot nicht, denn die Bucht, in der es vertäut lag, war flach. Um ein für allemal von dem Verdacht des illegalen Fischfangs frei zu sein, hatte Puddelkow die Mitgliedschaft im Anglerverein erworben, und so lebte er mit sich und seiner Frau im Frieden in altgewohnter Umgebung.

Nur die einzige Tochter des Schifferpaares, Betty, schien mit dieser Lösung nicht einverstanden.

Betty! Noch jetzt konnte sich Puddelkow zuweilen über diesen Namen ärgern. Anna sollte das Mädchen heißen: So hatte der Name seiner Mutter gelautet. Aber Paula, seine Frau, war ganz versessen auf diesen Namen gewesen, der aus einem rührenden Roman in ihrer Zeitung stammte. Darin meisterte eine junge Betty das Leben, obwohl sich alle Mächte gegen sie verschworen zu haben schienen. Puddelkow hatte diese Geschichte auch gelesen — weil die Zeitung sein gutes Geld kostete; aber diese Betty hatte ihn weniger beeindruckt. Eher war er dem alten Apotheker zugetan gewesen, der dem jungen Mädchen heimlich half. Das war Vergangenheit. Aber Betty Puddelkow lebte in der Gegenwart. Ein wirklich frohes Leben konnte man es freilich nicht nennen. Alles hatte sich gut angelesen mit dem Mädchen. Betty war weder

schön noch häßlich, und als die Zeit gekommen war, hatte sie einen „Freund“ gehabt, mit dem sie sich schließlich auch verlobte. Er war kein Schiffer, aber man hätte einen aus ihm machen können; denn er war Maschinenschlosser. Na ja, da kam der Krieg. Das Schiff der Puddelkows ging verloren — und Betty verlor ihren Verlobten. Heinz blieb vermißt. Die Mutter redete Betty zu, sie müsse Heinz aufgeben, vergessen; aber Betty schüttelte nur den Kopf. Sie arbeitete fleißig, war völlig selbständig geworden — und ein altes Mädchen. Sie besaß eine kleine Wohnung drinnen in der Stadt, arbeitete in der Spinnerei an den Maschinen, verdiente nicht schlecht und vergaß auch den alten Vater nicht, dem vor vier Jahren seine Paula weggestorben war. Das heißt, Geld brauchte Ernst Puddelkow nicht von seiner Tochter. Er sagte ihr, sie solle nur sparen für später, man könne nie wissen. Er komme mit seiner Rente aus. Aber Betty sah auf dem Boot nach den Ecken, fegte sie aus und scheuerte die Dielen. Puddelkow hielt sich für „eigen“, aber seine Augen sahen nun im Alter doch nicht mehr jedes Spinnennetz, und um „Lappalien“ machte er sich auch keine allzu großen Sorgen. „Klar Schiff“ zu machen, das versuchte er hin und wieder. Mit großem Schwung fing er an, aber im Lauf

der Stunden wurde er immer griesgrämiger, bis er alles auf „morgen“ verschob.

Zwei Räume bewohnte er in dem Aufbau des Kutters. Der eine diente ihm zum Schlafen, der andere zum Kochen und Wohnen. Vom Land aus führte ein Bohlensteg zur Tür seines „Häuschens“. Man konnte um die grüne Hütte herumgehen. An Bug und Heck befand sich etwas Raum zum Trocknen der Wäsche. Im Sommer konnte man dort auch einen Klapptisch und zwei, drei Stühle aufstellen. Das Hütten-dach bedeckte Teerpappe, die Puddelkow hin und wieder mit einer neuen Teerschicht versah. Ein Tönnchen Teer hatte er unten im Schiffsbau stehen; dort befand sich auch allerlei Gerät und Werkzeug. Man gelangte durch eine kleine Luke über eine steile Stiege hinunter. In heißen Sommern stellte dieser Raum einen vorzüglichen Keller dar — Puddelkow hatte dort unten sogar schon geschlafen, wenn es die Sonne zu gut meinte und das Teerdach weich wurde.

Ruhe, Frieden, kleine Freuden — was will ein alter Schiffer mehr?

Betty aber wollte nicht, daß ihr alter Vater ein Original wurde. Sie glaubte, er sei auf dem besten Wege dazu. Die Kinder lachten über ihn und nannten ihn „Puddel Ko“ — aber war das ungewöhnlich? Und die Leute in den Gärten

erzählten schmunzelnd von den „Fahrenstagen“ des Alten. Da habe er seine alte Fahne aufgezo-gen, eine Art blauen Peter, und sitze über die Wasserstraßenkarte gebeugt, um die „Fahrt“ vorzubereiten. Freunden sage er dann, er müsse „wieder mal hinaus, um nach dem Rechten zu sehen“. Er nenne ihnen auch den Namen des Schleppers, den er demnächst anfordern wolle. Jeder wußte, daß Puddelkow nicht flott kam — daß alles nur zusammenge-spinnen war. Er lag fest, wo er lag.

Diese Kälte!

Alle Vorzeichen der Natur hatten auf einen milden Winter gedeutet — man konnte sich eben nicht auf sie verlassen. Zugvögel waren dageblieben, Maulwürfe hatten Anfang De-zember noch durch den Schnee gestoßen. Auch waren die letzten Winter mild gewesen. Es lagerte genügend Brennmaterial im Schiff, Pud-delkow hatte Briketts, Eierkohlen und Holz im Schiffsbauch aufgestapelt. In langsamer und mühevoller Arbeit hatte er das Brennmaterial dorthin gebracht — so verging wenigstens die Zeit, und ein Bier schmeckte nach getaner Ar-beit tausendmal besser als beim Müßiggang.

Betty wohnte in der Humboldtstraße Num-mer vierundzwanzig, zwei Treppen. Andert-

halb Zimmer und eine kleine Küche, das war ihr Reich, viel für eine Alleinstehende. Und billig — fünfunddreißig Mark. Sie hatte nach dem Tod der Mutter wiederholt auf den Vater eingeredet, er solle doch zu ihr ziehen, in dem kleinen Zimmer sei Platz für sein Bett und auch für einen Schrank, und er könne sich nützlich machen, wenn sie in der Fabrik sei. Als sie sah, daß er sofort abschaltete, wenn sie dieses Thema anschlug, ließ sie es schließlich sein.

Sie war etwas lang geraten, die Betty — eins sechsundsiebzig. Für ein Mädchen zu groß — jedenfalls dachte das ihr Vater, und er diskutierte darüber mit seinen Freunden, den Rentnern und Schrebergärtnern Josef Schneiderei, Hermann Marschalek und Richard Pohl.

„Tja, woher hat das Kind bloß diese Länge?“

„Na ja, der eine ist eben kurz und der andere lang. Beim Barras ist beides nicht gut. Bist du lang, stehst du vorn und wirst angeschnauzt, wenn du was verkehrt machst. Und stehst du ganz hinten, kriegst du auch einen Anpiff, wenn du zu melden vergißt, ob das Glied voll ist oder nicht — ganz zu schweigen von der satanischen Rennerei beim Schwenken. Bei den Achtundfünfzigern hatten wir einen . . .“

Nun ja, so war das eben, und da war nichts zu ändern.

Diese Kälte! Puddelkow fuhr in die dicke Hose — wahrhaftig, auch die war starr! — und machte sich am Küchenherd zu schaffen.

„Ein Höllenfeuer, paß auf!“ sagte er zu ihm und zu sich. „Wollen doch mal sehen!“ Schon vor einigen Tagen hatte er die Koje in die Wohnküche gerückt, wo der Herd stand. Aber der spie ja alle Wärme zum Rohr hinaus in die schwarze Eisnacht, nur ein geringer Teil kam dem einsamen Schiffer zugute.

Als er wieder im Bett lag, fühlte er sich wohl. Er genoß seinen Sieg über den Frost. Aber leise nagte die Sorge doch an ihm. Mehr Briketts hätte er heranholen sollen. Wer hätte aber auch wissen können, daß der Winter so hart werden würde? Immer war er mit der Feuerung gut hingekommen. Na, einmal mußte ja auch das Thermometer wieder funktionieren, dessen Quecksilber sich jetzt ganz nach unten verzogen hatte.

Ende Februar und eine solche Kälte! Innerlich war man schon auf den März und die ersten Zeichen des Frühlings gerüstet. Ja, wie sagte doch der Februar zum Januar: „Hätt' ich die Macht wie du, ließ' ich 's Kalb erfrieren in der Kuh!“

Andere halfen sich vielleicht mit Schnaps. Aber Puddelkow war Biertrinker, und auch das

Bier trank er mit Maßen. In jüngeren Jahren hatte er mitunter dem Kümmel und auch dem Korn gehuldigt, und dabei gab es manche Not. Dann aber hatte er seiner Paula versprochen, das starke Zeug zu meiden, und an dieses Versprechen hielt er sich jetzt noch.

Der Schein des Herdfeuers drang durch Löcher und Ritzen und tanzte die Wände hinauf — das erhöhte das Gefühl der Wärme. Draußen schrie ein Kauz — der arme Kerl, wie fand er jetzt wohl eine Maus oder etwas Ähnliches? Na ja, vielleicht lag da ein toter Vogel, mit dem er in der Not fürliebnehmen konnte. Das Eis knackte — selbst ihm war es wohl zuviel des Guten. Und jetzt hörte er etwas flattern. Puddelkow wußte: Ein armer Vogel schlug noch mit den Flügeln um sich — lange sicher nicht mehr. Morgen früh würde er ihn tot im Schnee finden, wenn nicht schon ein anderes Tier seinen Hunger daran gestillt hatte.

Er mußte an Paula in ihrem Grab denken. Gott sei Dank — sie spürte dort weder Hitze noch Kälte. Wie mochte das sein, wenn man die Augen schloß und aus diesem Leben abtrat? So wie in der Klinik, wenn sie einem vor der Operation etwas in den Arm spritzen und man urplötzlich einschläft und einfach nicht mehr da ist? Er hatte es erlebt, als er am Blinddarm ope-

riert wurde. Aber Betäubtsein und Totsein war doch zweierlei — in das letzte Geheimnis drang niemand ein. Es war auch gut so. Das heißt, der Richard Pohl, der wußte alles ganz genau, und der sonst so friedliche Mann kam ins Eifern, wenn man ihm ausreden wollte, was er fest glaubte: daß dieses Leben auf der Erde gleichsam nur ein Vorspiel sei; die Hauptsache, das himmlische, ewige Leben, käme erst nach dem Tode. Wobei er allerdings die Einschränkung machte: für die Versiegelten im Glauben!

Gehörte er, Puddelkow, dazu? Wohl kaum.

„Kirche mag sein!“ war sein Grundsatz — nicht einmal die übliche Formulierung: „Kirche muß sein!“ Schiffergottesdiensten hatte er stets gern beigewohnt. Paula natürlich erst recht. Frauen sind da fast immer anders. Sie hatte gern Kirchenlieder gesungen. An manch einem beliebigen Morgen hatte sie damit angefangen, eigentlich ohne jeden Grund, und ihn zuweilen mit angesteckt. Betty besuchte eine Zeitlang eine Schule für Schifferkinder, und machte ihrem Vater große Not mit ihren vielen Fragen, die über Rechnen, Lesen und Schreiben hinausgingen. Da überließ er Paula die Antworten.

„Freunde, der Schiffer ist ein Mann der Natur, insbesondere der Flußschiffer“, sagte er wohl, wenn er drei Flaschen Pilsner etwas ha-

stig getrunken hatte. „Und er erlebt viel. Er erlebt Dinge, die ihm hinterher keiner glaubt. Darum sage ich: Laßt dem Menschen, was er glaubt — Prost, Richard!“

Richard Pohl wehrte sich. „Auf so etwas protestet man nicht, Puddelkow!“

„Ich meine es ja nicht böse, Richard, du kennst mich doch. Aber, du, wenn das so ist, wie du sagst — wenn der Mensch hier lebt und später dort —, wäre es da nicht gut gewesen, wenn der Herrgott und Schöpfer ihm das ein bißchen klarer und deutlicher gesagt hätte? Mancher würde dann nicht spotten und sich für später einrichten. Für Gott wäre das doch eine kleine Mühe gewesen — oder nicht?“

Da ging Pohl hoch.

„Er hat uns allen mehr als genug gesagt, Puddelkow! Jeder kann sein Wort hören oder lesen. Tu es, tu es, Puddelkow — mir scheint, du bist nicht weit vom Reiche Gottes!“

Unfriede war aus solchen Diskussionen nie erwachsen. Wenn man aber die Freunde einmal nicht mehr hatte?! Nein, nein — Puddelkow vertrieb diese Gedanken, die sich in einsamen Nachtstunden ohne Schlaf einschlichen. Er hatte ja die Betty, die Tochter!

„Fortdauer des strengen Frostes“ wurde im

Wetterbericht des Rundfunks angesagt. Der Wetterbericht war in diesen Tagen die meistgehörte Sendung. Hohe Schneeverwehungen in den Mittelgebirgen — steckengebliebene und ausgefallene Reisezüge — Hilfsaktionen — Wild in Not — harter Kampf um die Braunkohle — tiefste Temperaturen seit Jahrzehnten und so weiter.

Noch einige Tage und Nächte kämpfte Puddelkow gegen die Kälte an. Aber ihm war, als kröche sie mit jedem Tag einige Millimeter tiefer in ihn hinein. Er fror am Tage, trotz des bullernden Herdes, und er fror nachts im Bett. Und ihm wurde immer banger, wenn er an den zusammengesmolzenen Kohlehaufen im Schiff dachte. Nun, im äußersten Notfall konnte er sich beim Kantinenwirt den Schlitten borgen und einige Sack Briketts heranziehen — ein Vergnügen würde das freilich nicht werden. Und wenn's gar nicht anders ging, mußte er eben seine Schiffswohnung abschließen und zu Betty gehen. Das käme einer Kapitulation gleich. Er mußte ihr dann nach Jahren recht geben, denn sie hatte gesagt: „Der Winter wird euch schon von eurem Kahn heruntertreiben.“

In den Gärten fielen Amseln und Krähen tot von den Zweigen und Laubendächern. Zur Kälte gesellte sich ein schneidender Wind, der die

Wärme förmlich aus allem herauszog, was noch einen Funken davon übrigbehalten hatte. Einen grimmigeren Feind konnte es für einen alten Menschen nicht geben.

„Sobald der Wind sich etwas legt, geh' ich zu Betty!“ beschloß Puddelkow. „Es soll wohl sein.“

Er packte die nötigen Sachen in einen Rucksack, klopfte eine neue, scharfe Spitze an seinen Spazierstock und sah dabei immer wieder durch das gehauchte Fensterloch in den grauen Wintertag hinaus.

Er mußte nach Schichtschluß gehen, sonst kam er nicht in Bettys Wohnung hinein — hoffentlich hatte sie Tagschicht. Einen Schlüssel zu dieser Wohnung besaß er nicht mehr, er hatte ihn vor längerer Zeit verloren, und damals hatte Betty sich ein neues Sicherheitsschloß einbauen lassen. Er wollte nicht im Treppenhaus stehen und warten wie ein Bettler und erst recht nicht von einer gutherzigen Nachbarin in die Wohnung genötigt werden. Aber zunächst mußte er das Feuer unterhalten, sonst kam er am Ende gar nicht mehr von Bord.

Wenn er nun hier oben erfröre? Er malte sich das aus, lachte dann jedoch grimmig. Nein, nein, nur keine Panik! Der Weg durch die Gärten war nicht lang, die Haltestelle der Stra-

ßenbahn hatte er bald erreicht. Er konnte die Straßenbahnen hören, sie verkehrten, es fehlte ihnen nicht an Strom.

Endlich war es soweit. Klar und feindselig wölbte sich der Himmel über der gefrorenen Großstadt und ließ einige Sterne kalt blinzeln. Ein einsamer großer Vogel flog mit regelmäßigem Flügelschlag in den roten westlichen Abendhimmel hinein. Daß er das noch konnte! Daß der Frost nicht augenblicklich alles Leben aus ihm sog! In einem Buch hatte Puddelkow gelesen, irgendwo im Norden Amerikas seien in einem kalten Winter alle Vögel tot vom Himmel gefallen. Er sah dem Vogel nach; der strebte unverwandt der Ferne zu und schmolz zu einem dunklen Punkt zusammen. Puddelkow ging durch den Mittelweg der Gartenkolonie, die auf die Allee stieß. Aus dem Schornstein der Kantine stieg der Rauch in die Luft. Das Haus war von Stein, hatte jedoch nur ein Pappdach. Im Gastzimmer stand ein großer grüner Ofen, der auch das Wohnzimmer mit beheizte. Da drinnen war es warm. Draußen aber suchte sich die Kälte ihren Weg durch das Gewebe des Stoffes hindurch — dabei hatte sich Puddelkow so dick angezogen wie nur möglich. Im Rücken freilich, wo der Rucksack hing, vermochte der Wind nicht durchzudringen.

Glücklicherweise brauchte er nicht allzulange auf die Zwei zu warten. Die drei Wagen waren ziemlich voll — Berufsverkehr nach Werk-schluß. Einige hilfreiche Hände streckten sich dem Alten rasch entgegen und zogen ihn hinein; schnell wurde die Tür hinter ihm geschlossen. Über einige Köpfe hinweg reichte er zwei Zehnpfennigstücke und erhielt auf demselben Wege seinen Fahrabschnitt. Der Rucksack störte ihn und andere, und nicht ohne Mühe ließ er ihn zu Boden gleiten, wo er ihn zwischen die Beine nahm. Nach einigen Stationen begann sich der Wagen etwas zu leeren. Immer wieder bat Puddelkow, man möchte es ihm doch sagen, wenn der Wagen am „Capitol“ hielte, er wolle in die Humboldtstraße. Schon etwas ungeduldig, beruhigte man ihn, und er entschuldigte sich — er könne ja aber auch rein gar nichts sehen. Hin und wieder leuchteten die gefrorenen Scheiben der Straßenbahn unter den Blitzen der Stromabnehmer auf. Die Männer trugen vielfach Pelzmützen mit Ohrenklappen; selbst die aus der Mode gekommenen schwarzen Ohrenklappen mit Stahlbügel waren wieder zu Ehren gelangt. Die Kälte tötete alle Eitelkeit, und junge Mädchen, die nicht über eigene Bein-kleider verfügten, bewegten sich wohl in der Hose des Bruders. Puddelkow spürte, wie ihm

Nase und Ohren heiß wurden — er hatte eine knollige kurze Nase, die ganz zu seinem Seehundsgesicht paßte. Das schaute jetzt etwas besorgt drein — in Erwartung des Einzugs bei Betty.

Endlich hielt die Bahn vor dem „Capitol“; nun die zweite Straße rechts. Puddelkow gelangte an sein Ziel. Er betrat das Haus. Dabei war ihm, als käme er bereits in mollige Wärme hinein. Der Hausflur war sauber und hell erleuchtet. Im Erdgeschoß wohnte noch der Helfer in Steuersachen, und auf der Tafel der Hausbewohner stand richtig und gut zu lesen unter der römischen Zwei: B. Puddelkow.

Na Gott sei Dank!

Daß sie nicht einmal zu ihm hinausgekommen war in den letzten Tagen! Der Gedanke kam ihm erst jetzt, in dem fremden Geruch der fremden Umgebung. Sie hatte ihre Arbeit, sah ihre Wohnung um diese Jahreszeit nur am Wochenende bei Tageslicht — o je: Wenn sie bloß keine andere Schicht hatte! Wenn sie bloß nicht auf den Gedanken verfallen war, ausgerechnet jetzt zu ihm hinauszufahren! Was mußte sie denken, wenn sie die Tür verschlossen fand?

Langsam arbeitete sich Puddelkow die Treppe hinauf, es wurde ihm nicht leicht. Den Steg auf sein Boot war er gewohnt.

Das Alter, das Alter!

Hoffentlich war sie zu Hause, hoffentlich war es schön warm bei ihr — etwas mehr Wärme als genug war jetzt nötig, um den Ausgleich zu schaffen. Hunger und Durst verspürte Puddelkow nicht.

Tiefes Aufatmen: Die Glasscheibe über Bettys Tür war erleuchtet, Betty war zu Hause. Puddelkow spürte, wie die Wärme in ihn zurückströmte — all die Wärme, die der böse Wind aus ihm gesogen hatte. Die letzten Stufen ging er langsam und gleichsam mit Genuß. Man hatte es wieder einmal geschafft. Zum Kuckuck mit dem Altmännerstolz — man wollte doch nicht elend erfrieren! — Er klingelte.

Hörte er da nicht Stimmen hinter der Tür? Ach, die Betty hatte wahrscheinlich verwundert mit sich selbst geredet. Und da wurde die Tür auch schon geöffnet, um einen Spalt. Puddelkow blickte in das Gesicht eines Mannes. Es war ein bartloses, derbes, breites Gesicht. Die Augen schienen zu fragen: „Was willst du denn hier?“ Oder war es nur die Frage: „Wer bist du?“

„Sie entschuldigen — hier wohnt doch Betty Puddelkow?“

„Ja . . .“

„Was ist — wer ist denn da?“ fragte Betty von drinnen.

„Hallo, Mädchen — ich bin's — der Vater!“

Das Gesicht im Türspalt veränderte sich, es schien nun eher einen verlegenen oder gar besorgten Ausdruck anzunehmen, was Puddelkow jedoch überhaupt nicht bemerkte.

„Vater!“

Betty war sogleich an der Tür und machte sie weit auf. „Du hast es nicht mehr aushalten können, nicht? Ich wollte zu dir hinauskommen, gestern erst habe ich mit Alfons davon gesprochen. Nun komm aber schnell 'rein ins Warme — du hast ja eiskalte Hände!“

Sie zog ihn auf den winzigen Flur.

„Keller!“ sagte der Mann neben ihr und machte so etwas wie eine leichte Verbeugung.

„Nur erst mal 'rein! Vorstellen können wir uns nachher“, sagte Betty. Blinzelte sie dem Mann etwas verstohlen zu? — Puddelkow konnte es nicht sehen, seine Augen taugten nichts mehr.

Ja, hier war es nun wirklich warm. Puddelkow atmete auf.

„Das war ja nun doch zu toll“, sagte er, „glaub mir, ich wäre sonst nicht . . .“

„Das weiß ich doch, Vater. Nimm den Rucksack ab, und zieh den Mantel aus — ich mach' dir gleich einen heißen Tee und etwas zu essen.“ Sie schob ihn in die Wohnküche. Er ließ

den Rucksack zu Boden gleiten, zog den Mantel aus, knotete das Schaltuch auf und öffnete auch die Knöpfe seiner Jacke. Nachdem er seine Sachen an einen Haken gehängt hatte, ließ er sich auf die gepolsterte Küchenbank nieder und rieb sich die Hände.

„Ach ja, ja . . . ist das eine Kälte!“

„Keller heiße ich — Alfons Keller“, sagte der Mann, der die Tür geöffnet hatte. Enddreißiger mochte er sein — nur wenig älter als Betty. „Das treibt den härtesten Fahrensman von Bord, wie?“ fragte er lachend. Sein Lachen klang etwas gezwungen.

Puddelkow hatte im Augenblick keine Zeit, sich ernste Gedanken zu machen. Nur Wärme wollte er — einen heißen Tee, ja. Seinetwegen konnte sogar ein Schuß Rum mit drin sein — und er roch, daß Betty seine Gedanken erraten zu haben schien.

„Danke dir, Mädchen, danke dir“, sagte er und schlürfte den Tee.

„Das fehlte noch“, meinte Betty. „Ich schäme mich fast, daß ich nicht früher zu dir hinausgekommen bin und dich geholt habe. Aber ich freu' mich auch — du bist doch noch ganz gut beisammen. Ist doch immerhin ein ganzes Stück Weg bis hierher — und dazu bei dieser Kälte.“

„Na, bin ja mit der Straßenbahn gefahren.“

„War sie wenigstens warm?“

„Es ging, nicht besonders.“

„Und tüchtig voll um diese Zeit, nicht wahr?“
fragte Keller.

„Doch, schon, anfangs wenigstens. Es liegen ja einige Werke an der Allee — aber dann stiegen die Leute nach und nach aus.“

„Du wirst dich sicher wundern, Vater — aber Alfons ist ein Kollege von mir. Fahrer bei uns in der Spinnerei. Er hilft mir hin und wieder.“

„Na, das ist ja man schön, Herr Keller — da freu' ich mich. Auf unsereinen kann sich Betty ja nicht mehr verlassen. Mag sie noch so viel erzählen von meiner Rüstigkeit — ich hantiere man eben so hin. Aber hübsch hast du's jetzt hier, Betty. Du hast dir viel Neues angeschafft.“

„Alfons hat die Küche gestrichen, abends.“

Puddelkow sah einen Fernsehapparat. Wahrscheinlich stand er nur jetzt hier in der Küche, denn die Zuleitungsdrähte machten einen provisorischen Eindruck. Die Betty mußte gut verdienen. Und außerdem hatte sie einen hilfsbereiten Kollegen . . .

„Ach, ich Döskopp!“ dachte Puddelkow plötzlich bei sich. „Ich Döskopp! Hilfsbereiter Kollege? Hat sich was! Das ist ihrer! Sie hat die Vergangenheit also doch irgendwie über-

wunden. Recht gut sieht er aus. Wie sagte sie? Fahrer! Also ein Kollege von der Autostraße. Den hätte man seinerzeit mit an Bord nehmen können, als man noch flott war.“ Ja, da war er also mitten zwischen zwei Liebesleute hereingelplatzt. War also die Frage zu klären: Was nun — gab es für ihn eine Schlafstelle?

„Ihr könnt ruhig ein bißchen in die Welt 'reinschaun“, sagte er und wies auf den Fernsehapparat — wie einer, dem dergleichen nicht fremd ist. In der Kantine hatten sie auch einen, besonders für die Übertragungen von Fußballspielen. Aber auch für die „Aktuelle Kamera“. „Ja — und wie ist das dann, Betty? Hast du so was wie 'ne Pritsche für mich?“

„Aber ja, und nicht bloß 'ne Pritsche. Du schläfst am besten auf der Couch in der Stube. Da kannst du so lange liegenbleiben, wie du willst. Ich muß ja früh 'raus.“

„Na, dann ist's ja gut. Aber nun stellt man an — Nachrichten und so weiter.“

Alfons schaltete den Apparat ein, und bald geisterte das Bild über den Schirm, um kurz darauf feste Konturen anzunehmen. Man war da schon mitten in irgendeinem Film, Puddelkow wurde nicht klug aus der Handlung. Aber die Krone der Gemütlichkeit war es für ihn doch, im Warmen zu sitzen und fernzusehen.

Sieh einer an, die Betty!

Darum also war sie in letzter Zeit nicht mehr so oft zu ihm auf sein Boot gekommen wie früher. Er hatte ja Paula immer gesagt: „Kommt Zeit, kommt Rat — auch bei unserer Betty.“ Und Paula hatte fast immer erwidert: „Da müßte der Rat nun aber bald kommen, denn die Zeit ist längst da!“

Jetzt kamen Nachrichten. In der Welt sah es böse aus. Der Frost machte ganz Europa zu schaffen. Fernsehberichterstatter zeigten Menschen beim Schneeräumen, bei Hilfsaktionen und höchstem Einsatz aller Kräfte. Man blendete auch nach Vietnam hinüber, wo kleine, wie Jungen aussehende Bauern gegen eine in Waffen starrende Weltmacht kämpften, um in ihrem Lande nach ihrem Willen leben zu können. Dort war es drückend heiß, die Gesichter der Männer mit den großen Augen glänzten vor Schweiß. Ernst Puddelkow verfolgte alles mit Interesse und Anteilnahme, aber die Müdigkeit setzte ihm immer mehr zu. Nun kam das Elend — auf seinem Kahn legte er sich aufs Ohr, wann es ihm paßte, und er stand auf, wann es ihm paßte, sei es auch mitten in einer hellen Sommernacht. Aber hier . . . ?

„Vater ist eingnickt“, flüsterte Betty Alfons zu. „Nicht wahr, solange er hier ist, muß es

dann so gehen, wie ich sagte. Aber komm trotzdem her — werden ja sehen.“

„Ja, Betty“, sagte er.

„Hallo, Vater — ich glaube, wir müssen zu Bett gehen!“

Puddelkow war augenblicklich wach.

„Ich war eingeduselt — hab' ich was erzählt?“

„Nein, aber du bist müde, und das ist ja verständlich.“

„Muß es wohl sein.“

„Dann zeig' ich dir noch, wo du im Badezimmer alles findest — beim Badeofen mußt du aufpassen, nimm lieber warmes Wasser vom Herd, wenn du welches brauchst. Und dann will ich dir schnell noch frisches Bettzeug überziehen.“ Betty sagte es natürlich und ohne jeden ärgerlichen Beiklang. Alfons sah ein, daß sie ihren Vater an diesem Tag aufnehmen mußte. Sie konnten ja noch einige Zeit ungestört beisammen sein, wenn er schlafen gegangen war.

„Nun hast du ihn also gesehen“, sagte Betty, „sag was!“

Keller antwortete nicht sogleich.

„Was für einen Eindruck hast du von ihm?“

„Ich von ihm? Wichtig ist doch wohl, was für einen Eindruck er von mir hat.“

„Nicht für mich“, sagte Betty.

Er drückte sie an sich.

„Er ist doch so ein alter Ehrenknochen, nicht?“

„Zumindest war er es.“

„Verständnis nicht zu erwarten?!“

„Auf Anhieb kaum — sicher nicht.“

„Dann sag ihm noch nichts.“

„Es muß ja auch nicht gleich sein — wenn er es nur nicht von anderen erfährt.“

„Weiß denn jemand hier im Hause . . .?“

„Möglich schon — aber ich habe nie eine Andeutung gehört. Reinen Wein einschenken müssen wir ihm, früher oder später. Ist's ihm zuviel, dann kann ich es auch nicht ändern. Zu zimperlich darf man auch nicht sein, denke ich — du bist es zuweilen noch. Vater hatte mal eine Sache mit einer Havarie — vielleicht weiß er das noch. Man ist schnell in etwas hineingeschlittert.“

„Ich bin noch nicht über den Berg, hab noch ein Weilchen Geduld. Mach es deinem alten Vater gemütlich. Es wird wohl doch das beste sein, wenn ich in den nächsten Tagen nicht herkomme.“

„Komm immer abends her. Ich werde ihn wohl nur einige Tage und Nächte hier haben. Sobald es wieder etwas milder wird, zieht er

auf seinen Kahn, darauf kannst du dich verlassen.“

„Gut!“

Betty brachte Alfons hinunter.

Puddelkow erwachte in der Nacht, ihm war heiß. Er erschrak. „Nun habe ich am Ende doch noch die Grippe!“ knurrte er. Aber die Hitze kam lediglich daher, daß Betty ihm die dicksten Decken und Kissen überzogen hatte — Ererbtes von Mutter Paula. Puddelkow beruhigte sich und schlief wieder ein. Er träumte allerlei sonderbares Zeug, aber nur wie aus weiter Ferne — die Ruhe und die Wärme taten ihm auch im Bett gut.

Als er am Morgen erwachte und nach der Uhr sah, begriff er, daß Betty bereits an ihrem Arbeitsplatz stand. Er hatte sie nicht hantieren hören. Er stand auf und wusch und rasierte sich in größter Gemächlichkeit. Auf dem Küchentisch wartete eine Kanne Kaffee unter einer buntgewirkten Kaffeemütze. Tasse und Brettchen standen bereit. Brot, Butter, Marmelade, Käse. Und unter einer winzigen Strickmütze ein Ei.

„Nee, so was, Mädchen!“ murmelte er. „Heulen könnte man! Andere stänkern mit ihren großen Kindern herum — und unsereiner lebt bei

der Tochter wie Gott in Frankreich. Na ja, du wirst dich auch noch mal wundern — wenn du mein Sparbuch kriegst!“

Puddelkow hatte das Ei gegessen — es war genau so gewesen, wie er es liebte und zu seinem Leidwesen nur selten zurechtbekam: nicht zu weich und nicht zu hart —, als es draußen klingelte.

„Wahrscheinlich die Post!“ dachte er.

Er öffnete die Tür.

„Guten Morgen — ach, das ist sicher Vater Puddelkow? Guten Morgen, guten Morgen! Haben Sie sich bei dem Frost auch ins Warme verzogen — das ist recht. Ich will Sie nicht stören — Betty ist sicher schon zur Arbeit, aber vielleicht leiht mir Herr Keller ein bißchen Salz — ich hab' es gestern beim Einkaufen vergessen.“

Es war die Flurnachbarin Capretz.

„Herr Keller ist nicht hier, aber Salz können Sie natürlich haben“, sagte Puddelkow, dem die Störung gar nicht in den Kram paßte.

„Sonst ist mitunter Herr Keller noch hier“, sagte Frau Capretz, „er geht ja bei Fräulein Puddelkow aus und ein. Nicht, daß uns das etwas angehe — es sind ja andere Zeiten. Und er hilft uns ja mit allem — wenn mal das Licht nicht brennt oder ein Wasserhahn undicht ist.“

Ein tüchtiger Mann. Sie sollten nun aber heiraten. Sind doch beide wirklich alt genug — und die dumme Geschichte ist doch längst vergessen . . .“

„Hier ist Salz, bitte!“ sagte Puddelkow, der nur einen Wunsch hatte: Frau Irene Capretz so schnell wie nur möglich wieder loszuwerden.

„Besten Dank, Herr Puddelkow, und sagen Sie Betty, sie kriegt das Salz wieder.“

„Ja, ja — eine Prise Salz wird sie ja wohl nicht gleich arm machen.“

„Nicht wahr! Auf Wiedersehen!“

Was gab es da für eine „dumme Geschichte“?

Die Worte der Nachbarin klangen Puddelkow in den Ohren. Was hatte Betty angestellt — oder dieser Alfons Keller? Er rief sich zur Ordnung.

„Fehlte gerade noch, daß ich hier den Schulmeister spiele. Die Betty ist doch eine erwachsene Frau. Sie wäre längst Frau und Mutter, wenn ihr der Krieg nicht den Verlobten genommen hätte. Krieg anzetteln, den Leuten das Leben zerstören — und hinterher, wenn sie mühselig etwas zusammenflicken — vielleicht auch verkehrte Teile —, mit dem moralischen Zeigefinger kommen — nee! Das ist nicht Puddelkows Sache. Puddelkow will sich nur ein biß-

chen wärmen, solange es so bitter kalt ist.“

Ein guter Vorsatz. Es ist ein seltsames Ding mit guten Vorsätzen.

Betty steuerte am Abend, als Alfons Keller nicht mehr zu erwarten war, gleich einen gefährlichen Kurs.

„Vater, mitunter kommt es so, wie man es nicht erwartet hat. Gestern abend warst du todmüde — ich weiß nicht, ob du gemerkt hast, was los ist.“

„Ich hab' nichts Besonderes gemerkt — außer, daß ich mich bei dir wohl fühlte und daß du recht froh aussahst.“

„Wir können ungestört über alles sprechen, Vater. Es ist so, wie du bestimmt geahnt hast. Alfons und ich, wir gehen zusammen. Es hat sich so ergeben. Ich hab' ihn im Werk kennengelernt.“

„Ich bin nicht unvorbereitet, Betty. Die Capretzen von nebenan hat mich beehrt, sie wollte ein bißchen Salz.“

„Und was hat sie gesagt?“

„Nur so Allgemeines — sie hätten den Alfons gern, er hülfe ihnen hin und wieder, ihr solltet man heiraten — ja, und dann meinte sie: Die dumme Geschichte sei doch längst vergessen.“

Betty nickte vor sich hin.

„Sie wissen es alle — und er will, daß es keiner erfährt. Ja, Vater, nun muß ich dir schon alles sagen. Der Alfons — war in der Anstalt . . .“

„Was denn — hier?“ Puddelkow tippte sich an die Stirn.

„Nein, in der Haftanstalt.“

Sie sah, wie es in seinem Gesicht zuckte — wie seine Augen groß und dann wieder klein wurden — wie seine Finger nach etwas suchten, das sie nicht fanden.

„Und — was hat er angestellt?“ fragte Puddelkow, mühsam beherrscht.

„Das war wohl mehr als eine dumme Geschichte — das war ein Vergehen. Er arbeitete als Kraftfahrer. Und da hat er mit mehreren zusammen nachts Zement von Bauplätzen abgefahren, Eisenrohre, Draht und einmal sogar einen ganzen Kompressor. Es wurde alles verkauft auf eigene Rechnung. Einmal kam der Bauplatzwächter mit dem Hund dazu. Den Hund haben sie totgeschlagen, den Wächter geknebelt. Der Mann hatte aber doch mehr gesehen, als sie dachten, und auf seine Beschreibungen hin wurden sie festgenommen, alle miteinander. Alfons hat vor Gericht seine Tat zugegeben und sich für schuldig erklärt, wegen guter

Führung haben sie ihn nach einiger Zeit mit Bewährung entlassen. Die Bewährungszeit ist längst um. Was hast du denn, Vater — ich hätte es dir doch nicht erzählen sollen — oder erst später. Ich beschönige nichts, es war wirklich schwer . . .“

Puddelkow hörte seine Tochter wie aus weiter Ferne reden. Vor sein inneres Auge schob sich ein anderes Bild. Er sah einen kleinen Mann namens Huhn vor sich, der in der Kolonie einen Garten hatte. Er war Nachtwächter und besaß einen schwarzen Schäferhund. Den hatten ihm Einbrecher erschlagen. Ihn selbst hatten sie fast erwürgt — vor einigen Jahren war das gewesen. Huhn mußte den Garten dann aufgeben und ins Altersheim ziehen, der Schreck war ihm in die Glieder gefahren.

Und Alfons Keller war einer von denen gewesen, die . . .

„Hörst du zu, Vater?“

„Ja, ich habe alles gehört, Mädchen“, sagte Puddelkow.

„Und was sagst du?“

„Du bist alt genug, dich zu entscheiden. Wenn der Alfons . . . der Mann seine Strafe verbüßt hat, dann . . . nun, du mußt es wissen. Ich bin alt, Betty. Ich kann da nichts sagen.“

„Du hast bereits alles gesagt!“ dachte die

Frau bei sich. „Ich wußte es ja, es konnte nicht anders sein. Die festen Grundsätze einer ganzen Zeit sprachen aus deinen gespielt ratlosen Worten. Was soll ich tun?“

Sie sagte: „Er hat wieder Arbeit bekommen, er ist jetzt Beifahrer. Aber seine Schuld drückt ihn. Er wird nie wieder so etwas tun.“

„Dann ist es ja gut.“

„Dann hast du auch nichts dagegen, daß wir heiraten?“

„Ich hab' doch gesagt, du bist alt genug, um am besten zu wissen, was du tust.“

Schweigen.

„Nun weißt du es jedenfalls, und es ist besser, ich habe dir alles gesagt, als daß die Capretzen wiederkommt und dir die ganze Geschichte aufischt.“

„Ja, ja, es ist gut so.“

„Es wird nichts zu machen sein“, dachte Betty, „aber dann hilft es eben nichts. Ich muß mein Leben leben.“

An diesem Abend konnte Puddelkow lange nicht einschlafen. Er schalt sich einen Narren, nannte sich undankbar — aber es war nichts zu machen. Immer wieder sah er Alfons Keller vor sich — und nun glaubte er auch gewisse Züge an ihm wahrzunehmen, die ihn als Ge-

waltmenschen und Gesetzesübertreter auswiesen. Und was noch schlimmer war — er sah Paula und hörte sie sagen: „Das haben wir aber wirklich nicht verdient, Ernst!“

„Es geht mich nichts an, sie ist erwachsen, und er hat seine Strafe abgesessen — also!“ kommandierte sich Puddelkow am Morgen und versuchte sich unverändert zu geben, was ihm jedoch nicht gelang.

Alfons Keller kam am Abend wieder nicht. Betty hatte mit ihm gesprochen. Er hatte aufbrausen wollen, als sie ihm sagte, ihr Vater wüßte nun Bescheid und er habe es hingenommen. Aber dann bat er sie sogleich um Verzeihung — wie einer, der etwas Kostbares zu verlieren fürchtet.

Am Ende der ersten Märzwoche ließ die strenge Kälte nach. Puddelkow, der Tag für Tag alle möglichen Wetterberichte gehört hatte, wollte nun zurück auf sein Boot. Betty bat ihn, doch noch zu bleiben, aber schließlich war er nicht mehr zu halten.

Zunächst hatte er zu tun, um sein ausgefrorenes Logis wieder warm zu bekommen; infolge der wesentlich milderen Außentemperatur gelang es ihm nach einiger Zeit. Er wollte sich wohl fühlen — wieder daheim! Aber eine böse

Sache hatte er in sein schwimmendes Heim mitgebracht — sie hieß Alfons Keller.

Er kam und kam nicht los von der Tatsache, daß seine Betty im Begriff stand, einen Mann zu heiraten, der „gesessen hatte“. Puddelkow kannte den Ausdruck aus seinem Dorf. Wie ein Titel folgten diese Worte früher einem Menschen, der straffällig geworden war, und trotz aller Beteuerungen ließ man es den Betreffenden fühlen, daß er nach wie vor am Rande der Gesellschaft stand. Jetzt war das gewiß anders. Aber trotzdem . . .

Was Puddelkow am meisten ärgerte, war noch etwas anderes. Er spürte, daß er mit Alfons Keller allein nicht fertig wurde. Früher oder später würde er mit einem seiner Freunde darüber sprechen müssen — obwohl er das für unklug hielt. Aber wer kam dafür in Frage? Er schüttelte den Kopf. Schneiderei und Marschalek nicht. Pohl! Nur Pohl-Richard! Erstens konnte er schweigen, und zweitens hatte er etwas zu sagen. Wenn Puddelkow sich auch vorstellen könnte — oder vorstellen zu können glaubte —, was das war.

Eine solche Geschichte konnte drücken wie ein Leiden. Es wollte nicht sogleich klappen, Puddelkow traf Pohl nicht allein an. Erst nach Wochen konnte er ihn auf seinen Kahn rufen,

als er ihn den hinteren Weg am Wasser entlanggehen sah.

Er steuerte ohne große Umschweife auf sein Ziel zu: Ob Richard sich noch an die Geschichte erinnern könne — Huhn-Friedrich, der Hund, die geklauten Zementsäcke und so weiter.

Pohl konnte sich erinnern, wenn auch nicht mehr an alle Einzelheiten.

„Nun denk dir — treffe ich doch in der Stadt einen, der — der . . . wie soll ich sagen . . . er hat ja die Strafe schon hinter sich. Er heißt Keller. Hast du den Namen schon einmal gehört?“

„Vielleicht hab' ich ihn damals gelesen, er stand ja im Blatt.“

„Was macht man, Richard, wenn man so einem begegnet — und er sieht nicht mal aus wie ein . . . ich hab' mir nichts anmerken lassen.“

Er spürte einen leisen Stich im Innern. Das stimmte ja nicht — und Pohl-Richard durfte man nicht beschwindeln, weil er ja auch nie die Unwahrheit sagte. Puddelkow war gespannt, was er zu hören bekam.

„Woher hast du gewußt, daß er mit dabei war und Keller heißt?“ fragte er — der Richard Pohl.

„Betty kennt ihn, er arbeitet bei ihr im Werk.“

„Hat sie dir mehr gesagt?“

„Ja — daß der Mann ein solider Arbeiter ist. Er hat vor Gericht nicht einen Augenblick geleugnet und seine Strafe angenommen. Er hat sich im . . . in der Anstalt so gut geführt, daß sie ihm einen Teil der Haft geschenkt haben. Ja, das hat sie gesagt.“

Pohl sah Puddelkow tiefgründig an. Dann sagte er langsam und mit gewissenhafter Betonung eines jeden Wortes: „So ein Mensch etwa von einem Fehler übereilt würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist‘ — das ist hierzu zu sagen, Puddelkow.“

„Und wenn so ein Mann — dein Schwiegersohn werden sollte, Richard?“

„Ja, dann erst recht! Denn es steht noch geschrieben — im Brief des Paulus an die Galater: ‚Ihr, die ihr geistlich seid! Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest!‘“

„Leicht ist das nicht für unsereinen“, meinte Puddelkow.

„Das mag sein — obwohl man ja auch seine Erfahrungen hat und sich nicht um die Leute kümmern sollte. Stört es dich etwa, daß sie dich für einen Sonderling halten wegen deiner praktischen Wohnung? Übrigens, Puddelkow, was hat denn dein Kahn? Mir will scheinen, er liegt jetzt anders da — buglastig.“

„Hab' ich auch schon gemerkt. Da wird Wasser eingedrungen sein. Muß nachher gleich nachsehen. Du meinst also, man sollte . . .?“

„Man sollte helfen, Puddelkow. Du warst bei deiner Betty, weil du hier frorst, und hast dich dort aufgewärmt. Stell dir vor, es friert einer da drinnen — sie haben ihn entlassen, früher, wegen guter Führung —, und draußen nehmen sie ihn nicht auf. In sein Dorf oder seine Straße in der Stadt kann er doch nicht zurück — und da findet er endlich einen Menschen, bei dem er seine frierende Seele wärmen kann. Gott segne deine Betty, wenn sie ihm zurechthilft.“

„Wenn du das so siehst . . .“, sagte Puddelkow nur. Das mit dem Wärmen hatte ihn getroffen. Er mochte es von allen Seiten beleuchten, Pohl hatte recht.

Dafür sollte er eine Flasche Bier haben.

Und die Betty einen guten Brief.

Warum nicht noch ein bißchen kämpfen am Abend des Lebens? Und wenn der ganze Kampf lediglich darin bestand, mit dem Alfons Keller hier durch die Gärten zu gehen — auf dem Mittelweg!

Und schon am nächsten Morgen hatte er einen Einfall, der bestimmt gut war. In seinen Kahn war Wasser eingedrungen. Er hatte es

ausgepumpt, Kohlen und Kartoffeln lagen wieder leidlich trocken. Er wollte sich mit Keller beraten — wie man den Kahn dichten konnte. Hoherfreut kam Betty zu ihrem Vater hinaus, mit einer prallen Einkaufstasche; und wenig später stellte sich auch Keller ein. Puddelkow brauchte seine hilfreiche Hand — ein schöneres Geschenk konnte er ihm gar nicht machen. So kam man vielleicht über den toten Punkt?

O weh, das sah böse aus! Es stand schon wieder Wasser im Boot. Ritzen und Löcher waren da nicht zu dichten — das Holz war hin. Mühelos konnte Keller mit dem Taschenmesser in die Schiffsbohlen stechen.

„Wenn sie das merken, holen sie dich ’runter“, meinte Keller.

Die gemeinsame Arbeit hatte das Du unmerklich mit sich gebracht.

Puddelkow war plötzlich sehr ernst.

„Du meinst . . .?“

„Ja! Der Kahn kann unter dir zusammenkrachen, und dann ist die Bescherung fertig. Laß dir eine kleine Wohnung zuweisen — oder zieh erst mal zu Betty. Auf die Straße kann dich niemand setzen.“

„Tja — kann man denn da gar nichts machen?“

Puddelkow saß ein Kloß im Halse. Konnte der Kahn nicht wenigstens so lange halten, bis er selbst seine Reise zu Paula antrat — allzulange konnte das nun doch nicht mehr dauern.

Er hatte sich am nächsten Abend gerade Bratkartoffeln gemacht, als Keller über den Steg zu ihm heraufkam.

„Guten Abend“, sagte er, „ich mußte doch noch mal zu dir herauskommen. Dein Kahn will mir nicht aus dem Kopf. Wie ist denn das sonst hier — mit dem Land da? Wem gehört das?“

„Das gehört alles noch zur Gartenkolonie. Und das hier ist gewissermaßen meine Parzelle — der Kahn ist die Laube.“ Puddelkow versuchte in seiner Sorge zu scherzen.

„Und wie weit reicht sie — deine Parzelle?“

„Darüber hab ich noch nicht nachgedacht. Dort hab ich immer meine Kartoffeln angebaut und daneben ein bißchen Gemüse. Hier, der ganze Rand — das ist meine Parzelle.“

„Hm —“

Alfons Keller ging hinaus und trat ans Heck der „Paula“, wo er Ausschau hielt. Buschwerk, das in den Strom griff, morsche Weiden, einige jüngere Erlen. Ein Stück weiter hinten stieg die Bucht sanft an. Zwei Sumpfeichen schienen dort gut zu gedeihen.

„Ja, das wär's“, meinte Keller nach einiger Zeit. „Ich muß jetzt gehen; aber ich lasse mich bald wieder sehen. Tjüs!“

„Ja, tjüs.“

„Ich glaube, ich habe eine Lösung gefunden“, sagte Alfons Keller später zu Betty.

„Eine Lösung?“ Sie sah ihn fragend an.

„Ja — was wir mit dem Kahn deines Vaters machen.“

„Ach so — und was ist das für eine?“

„Warte nur ab. Zu deinem Geburtstag kommt er doch her?“

„Bisher hat er sich das nie nehmen lassen.“

„Es ist natürlich ein Risiko dabei, aber das muß man eben eingehen.“

„Ich bin gar nicht neugierig, du!“

„Laß dich am besten mit überraschen.“

„Na schön.“

Puddelkow kam mit seinem Geburtstagsblumenstrauß. Er suchte jemand mit den Augen, als er bei Betty eingetreten war.

„Wenn du Alfons suchst — der kommt erst später. Er hat noch zu tun.“

„Ja, wie gesagt — nochmals alles Gute, Mädchen!“ sagte Puddelkow. Und er fügte hinzu: „Auch mit Alfons.“

„Ich danke dir, Vater“, erwiderte sie.

Alfons kam ziemlich spät. Er habe sich noch umziehen müssen, sagte er, und das dauere bei ihm immer einige Zeit. Es war natürlich nur so eine Redensart. Puddelkow entging jedoch nicht, daß Kellers Gesicht diesmal ganz anders aussah — es hatte einen fröhlichen Schein, ein großer Junge schaute zuweilen daraus hervor.

Nach dem Abendessen meinte Keller:

„Heute ist so ein schöner Abend. Ich schlage vor, wir bringen deinen Vater noch auf sein Boot. Was meinst du, Betty?“

„Wenn ihr euch den Weg wirklich machen wollt — ein schöner Abend ist es freilich“, sagte Puddelkow. Eigentlich hätte er heute gern lange hier gesessen, aber zu Haus war zu Haus.

Sie stiegen in die Straßenbahn. Betty trug Kuchen für den Vater in einer Stofftasche. Männer mit zusammengelegten Angelruten und Käschern kamen vom Wasser. Die Lichtreklame leuchtete vorerst noch schwach. Der Verkehr auf den großen Fahrbahnen strömte mäßig dahin.

Und dann war man am Ziel.

Natürlich hielten sich die Leute noch in ihren Gärten auf — nicht wenige verbrachten die Nacht in ihrer Laube. Puddelkow grüßte nach rechts und links, als sie den Mittelweg entlanggingen. Merkwürdig — die Leute schienen

heute alle froh zu sein. Sie lächelten ihm nach. Es war kein hämisches Lächeln.

Wo der Mittelweg endete, bog Puddelkow mit Keller und Betty nach rechts ab; denn nun war man gleich am Flußufer. Nur noch wenige Schritte hatte man bis zur „Paula“ in ihrer kleinen Bucht zu gehen.

Ja . . .

Puddelkow blieb mit offenem Munde stehen und faßte sich an den Kopf. Zwei Flaschen Pilsner hatte er zum Abendessen getrunken — die konnten ihm doch den Verstand nicht genommen haben?!

Er sah keine „Paula“!

Aber einen alten, morschen Kutter konnte man doch nicht so mir nichts, dir nichts stehlen! Oder hatten gewissenlose Lumpen seinen Kahn flottgemacht und in die Strömung gestoßen? Das war undenkbar.

Nein, die „Paula“ hatte kein Mensch gestohlen.

Alfons Keller und zwei seiner Kollegen hatten ihr nur ein Trossenkorsett umgelegt und sie mit Hilfe einer schweren Winde, die sie an den festen Wassereichen befestigt hatten, langsam und mit größter Vorsicht in ein vorbereitetes Sandbett an Land gezogen. Der untere Schiffsraum wurde dabei mit Stempeln und Bohlen

abgestützt und gesperrt. Nun stand Puddelkows Hausboot an Land, von trockenem Sand gestützt und geschützt, und machte noch seine Jahre mit. Natürlich war das den Leuten in den Gärten nicht verborgen geblieben — und nicht wenige schauten auch jetzt zu, als Puddelkow vorsichtig den Steg hinaufstieg und sich oben umsah. Nichts, aber auch gar nichts hatte sich dort verändert — und Paula auf der Kommode schien ihm zuzulächeln.

Er setzte sich.

„Setzt euch auch“, sagte er zu seiner Tochter und Alfons Keller. „Das hast du doch gemacht — Junge?“

„Ja“, sagte Alfons, „ich dachte . . . und es klappte gerade gut, die Kollegen machten mit.“

„Ja — was hab' ich denn da . . . die Sache war doch nicht billig, die Winde und so?“

Alfons kämpfte. „Geld kostet das keinen Pfennig . . . aber . . . wenn du mir ein paar Minuten zuhören willst? Ich muß dir etwas sagen . . .“

„Wenn du mir eine alte, längst vergessene Geschichte erzählen willst — nee, Junge, die mag ich jetzt nicht hören. Überhaupt nicht. Ich hab' da unten bei den Einkochgläsern eine alte Flasche Mosel stehen. Du weißt ja unten Bescheid. Hol sie 'rauf! Und dann sprechen wir

über etwas anderes — über eure Hochzeit. Das Kalenderblatt von heute steck' ich in meine Briefftasche. Was steht denn drauf — lies mal, Betty!“

Betty las:

„Wer sich auf die Welt verlaaßt, der hat den Aal beim Schwanz gefaßt' — Ach, die mit ihren Sprüchen!“

„Laß man, Mädchen, laß man — mir klingt das gut“, sagte Puddelkow.

Reihe Frohe Gefährten

- Band 1 Grete Paquin
Mit einem Kinderwagen in New York
- Band 2 Friedrich Wilhelm Gerhard (Hrsg.)
Auf dem Dampfwagen
- Band 3 Annemarie Siebenbrodt
Der Dieb auf dem Turm
- Band 4 Alfred Otto Schwede
Geschichten von Käuzen und Lebenskünstlern
- Band 5 Christa Steege
Geschichten vom lieben Nächsten
- Band 6 Friedrich Wilhelm Gerhard (Hrsg.)
Schaffnerin auf Linie 11
- Band 7 Grete Paquin
Die kleine Reisetasche
- Band 8 Elisabeth Jachan
Der goldene Ring
- Band 9 Alfred Otto Schwede
Der Swimmingpool
- Band 10 Johannes Schöne
Und wer Rentner ist . . .